



# In Gottes Hand

==== 'Erlebnisse aus der Zeit' ====  
meiner zweiten Verschickung nach Sibirien

R. v. zur Mühlen

Pastor an der St. Nikolaiikirche in Reval

Zur Verbreitung und zur Ausfuhr zugelassen  
Presseabteilung A. D. R. 8.

Franz Kluge

Reval, 1918

# In Gottes Hand

===== Erlebnisse aus der Zeit =====  
meiner zweiten Verschickung nach Sibirien

R. v. zur Mühlen

Pastor an der St. Nikolai-Kirche in Reval

Franz Kluge

Reval, 1918

Estl. Synodal-Buchdruckerei Aug. Widwig, Reval



## Vorwort.

Ich hatte meine Erlebnisse, welche ich im Gefängnis in Krasnojarsk niederzuschreiben begann, anfänglich nicht für den Druck bestimmt. Erst später habe ich mich entschlossen, einem von verschiedenen Seiten an mich herantretenden Wunsche folgend, die Aufzeichnungen zu veröffentlichen. Nun sollen sie allen, mit denen zusammen ich die unheimliche Zeit unter der Gewaltherrschaft des roten Terrors verbracht habe, einen Gruß bringen und der Erinnerung an gemeinsam Durchlebtes dienen.

Diese Aufzeichnungen beanspruchen nicht eine erschöpfende Wiedergabe der Ereignisse zu bieten; sie enthalten persönliche Erlebnisse und ermangeln der historischen Vollständigkeit. Viele werden daher manches vermissen, was für sie ein wichtiges Stück im Erinnerungsbilde ist. Ein jeder erfährt und begreift eben nur einen Ausschnitt vom Leben, das ihn umgibt. So klingt auch hier in der Darstellung der Ereignisse überall die subjektive Note hinein. In einem Stücke aber, und zwar im besten, was wir erlebt haben, wird der persönliche Eindruck bei allen derselbe sein: wir sind in Gottes Hand gewesen! Die Veröffentlichung der Erlebnisse hat ihren Zweck erfüllt, wenn auch sie an das Wort erinnert: „Vergiß nicht, was ER dir Gutes getan hat.“

Reval, 11. Juni 1918.

A. von zur Mühlen.

---



## I.

### Der Elevator.

Am 28. Januar/10. Februar wurden meine Frau und ich früh morgens durch Klopfen an die Zimmertür geweckt. Die Magd meldete, rote Gardisten seien gekommen. Wir ahnten damals nicht, daß eine Prüfungszeit begann, reich an Erlebnissen, so unerhört und abenteuerlich, wie sie sich die wildeste Phantasie nicht hätte ausmalen können, aber auch schwer auf dem Gemüt und den Nerven lastend, so daß man das ganze Gottvertrauen, die ganze Anspannung der Willensstärke nötig hatte.

Die roten Gardisten betrugten sich merkwürdig bescheiden. Sie erklärten, daß sie meine Frau und mich verhaften mußten, aber eine Hausuntersuchung wurde nicht veranstaltet; sie begnügten sich mit der Versicherung, daß keine Waffen vorhanden seien; auch gaben sie uns Zeit, uns anzukleiden und Kaffee zu trinken. Wir hielten noch die Andacht mit den Kindern. Beim Abschiednehmen weinte nur die 8-jährige Ilse, die übrigen Kinder waren gefaßt und glaubten den Versicherungen der Männer, daß wir in kürzester Frist wieder zurückkehren würden. Wir wurden in die „Marina“ geführt, ein Kinematographen-Theater. Dort trafen wir eine große Gesellschaft an, meistens Damen, nur wenige Herren befanden sich unter ihnen. Ich wurde begrüßt mit den Worten: „Herr Pastor, wo bleiben Sie so lange?“ Man versuchte die ungewöhnliche Situation möglichst von der humoristischen Seite zu nehmen. Anfangs war die Stimmung sogar eine gehobene, sank aber um ein beträchtliches, nachdem die Männer von den Frauen getrennt worden waren. Außerdem waren die meisten in der Nacht verhaftet worden, daher abgespannt und übermüdet. Die Verhaftungen waren über die ganze Stadt ausgedehnt worden. Einen Teil der Verhafteten hatte man in das Schloß auf dem Dom gebracht. Jedesmal, wenn sich eine größere Anzahl Herren gesammelt hatte,

wurden dieselben namentlich aufgerufen und dann in den Elevator in den Hafen gebracht. Welches der Grund der Verhaftung war, wußten wir damals nicht. Erst später erfuhren wir, daß dieselbe auf Grund eines Proskriptionserlasses an alle Arbeiter Estlands, welcher vom Exekutivkomitee des Estländischen Arbeiter- und Soldatenrates ausging, erfolgt war. In diesem Erlaß fanden sich die Worte: „Fort mit den Verrätern, fort mit den Feinden des Volkes, mit den Feinden der Revolution. Das Exekutivkomitee des Estländischen Arbeiter- und Soldatenrates erklärt allen hochmögenden Judassen den Krieg und erklärt alle Personen, die zum weiland haltischen Adelsstande gehören und die als Männer das 17. und als Frauen das 20. Lebensjahr erreicht haben, mit Ausnahme der nährenden Frauen mit Brustkindern und der vor Alter Gebrechlichen, für außerhalb des Gesetzes stehend, d. h., daß jede der erwähnten Personen von jedem Arbeiter verhaftet werden kann und soll.“ So waren wir, weil wir den Wunsch nach Anschluß an Deutschland auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker verlaublich hatten, als Verräter inhaftiert worden. Damals freilich glaubten wir, es handle sich nur um den Ausbruch einer vorübergehenden Tollwut des zur Herrschaft gelangten Pöbels und es werde in kürzester Zeit der normale Zustand wiederkehren.

Es war ein Sonntag. Die Kirchen mögen leerer als sonst gewesen sein. Dem eigenen Triebe und dem Wunsch der Anwesenden folgend, hielt ich eine kurze Andacht. Wir sangen „Ein feste Burg“, darauf verlas ich aus Matthäus 8 das Evangelium des Sonntags: „Jesus stillt den Sturm auf dem Meer“, richtete einige Worte an die Anwesenden und schloß mit Gebet und Gesang. Dann kam die Trennungsstunde. Ein Gardist trat in die Tür, rief die Herren namentlich auf, es folgte ein kurzes Abschiednehmen; so trennte ich mich von meiner Frau in völliger Ungewißheit über unser beiderseitiges Geschick. Gott hat es gnädig gefügt, denn noch am selben Nachmittag wurde meine Frau als erste aus der Haft befreit, als erste von allen Leidensgenossinnen. Wie ich später gehört habe, haben meine zwei ältesten Mädel durch Furchtlosigkeit und Standhaftigkeit mit beigetragen zur Freilassung der Mutter. Zwischen bewaffneten Soldaten und roter Garde wurden wir, eine Gruppe von gegen 15 Herren, in den Hafen geführt. Beim Verlassen der „Marina“ hörten wir so manche höhnische Bemerkung. Die Zuschauer machten kein Hehl aus ihrer Schadenfreude über das



Schicksal der „Parunid und Bonnid“. Es war ein eigentümliches Gefühl, als Gefangener durch die Straßen Revals geführt zu werden. Aber das alles war ja nur der Anfang, es sollte noch ganz anders kommen.

Vor dem Elevator, hart am Hafenkai, mußten wir längere Zeit im Schlackwetter stehen. Wir wurden einzeln vorgelassen und untersucht. Ein Haufe Matrosen und Hafenarbeiter umgab uns und unterzog unser Aussehen und unsere Bekleidung einer schonungslosen Kritik. Dabei fielen auch drohende Worte, welche uns den schlimmsten Ausgang unserer Lage in Aussicht stellten. Nachdem ich untersucht war — nur ein Taschenmesser wurde mir genommen — mußte ich eine Leiter besteigen und gelangte durch eine Bodenlücke in das Haftlokal, auf den untersten Getreideboden des Elevators. Kein Tageslicht fiel hinein, wenige elektrische Glühlampen erleuchteten spärlich den weiten, schmutzigen Raum. Gegen 200 Herren waren bereits beisammen. Es herrschte eine unruhige Bewegung, ein zielloses Hin- und Hergehen, Zeichen innerer Erregung und Spannung. Nachdem ich die Bekannten begrüßt, suchte ich mir auf einem Tisch einen Sitzplatz, denn ich war mittlerweile recht müde geworden. Beständig kamen neue Leidensgenossen hinzu, Gruppen Verhafteter aus Bernau, Telling, Hapsal, Weizenstein, darunter viele Schüler und viele Kranke und Gebrechliche. Roh und schonungslos war der Proskriptionserlaß befolgt worden. Dann kam ein Moment voll qualvoller Spannung. Unten im Vorraum entstand ein lauter Lärm, eine Schar betrunkenen Matrosen war eingedrungen, man hörte Stimmengewirr, wilde Drohungen wurden gegen uns ausgestoßen, wir konnten uns aufs Schlimmste gefaßt machen, allein die Bande verzog sich wieder.

An dieser Stelle will ich etwas aus den Aufzeichnungen meiner ältesten 16-jährigen Tochter einschalten. Sie hatte sich noch am selben Tage mit ihrer Schwester aufgemacht, um mir Vorräte in den Elevator zu bringen. „Wir wurden sehr bald hineingelassen. Ein Haufe schimpfender Matrosen und Soldaten empfing uns und machte sich daran, die Vorräte zu durchsuchen. Es wurden Stimmen laut unter den Matrosen: „Wir haben 1905 auch gehungert und gefroren, warum sollen diese zu essen bekommen?“ Diese Reden fanden Beifall und wir mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Ich hatte mich drinnen nach den Gefangenen umgesehen. Eine Leiter führte auf eine zweite Etage hinauf. Von oben



kam Stimmengewirr, Lärm von Fußtritten, ich konnte sogar einige Herren durch die Luke sehen. Oben wie unten brannte elektrisches Licht, wenn auch nicht sehr helles, aber es schien warm zu sein. Um 5 Uhr, nachdem wir eilig Tee getrunken hatten, machten wir uns wieder auf zum Marinatheater, um Mutter noch etwas Brot und Kakao zu bringen. Vor dem Theater waren viele Soldaten und viel Plebs. Der rote Gardist an der Tür weigerte sich, uns hineinzulassen. Alles Bitten und Flehen war vergebens, er war nicht zu bewegen. Aber allmählich wurde er freundlicher und erkundigte sich, wer wir seien und wem wir das Essen bringen wollten. Dann kam noch ein anderer Gardist hinzu, in welchem wir den freundlichen Mann von heute morgen erkannten. Wie er unsere Namen erfuhr, sagte er etwas von „Mutter kleiner Kinder“ und verschwand im Hause. Nach zehn Minuten kam er wieder und brachte Mutter mit. Sie war frei und konnte nach Hause gehen. Wir waren sehr froh.“

Die tiefgedrückte Stimmung der Anwesenden, die dunkle Nacht, die sich über unser persönliches Leben und die Zukunft der Heimat niedergesenkt hatte, machte aller Herzen empfänglich für die Lichtstrahlen aus der Ewigkeit. Ich hielt eine Abendandacht, verlas aus dem Gesangbuch ein Lied und dann 1. Petrus 5, 6—11 und schloß mit Gebet und Segen. Gar viele haben mir nachher stark die Hand gedrückt. Fortan blieb es unser fester Brauch, den Tag mit Gotteswort zu beginnen und zu schließen. Der Lärm der Stimmen wurde dazwischen übertönt durch ein lautes Stöhnen. In einer Ecke war auf Matrazen und Kissen Herr W. von Samson gebettet. Beim Besteigen der Leiter, weil er nicht schnell genug war, hatte er einen Kolbenstoß erhalten, so heftig, daß innere Organe verletzt worden waren. In derselben Nacht ist er durch den Tod von seiner Qual erlöst worden. Er war das erste Opfer, andere sollten folgen. Die erste Nacht kam. Ich bereitete mir die Lagerstatt auf der Diele. Als Unterlage diente mir mein Paletot, und diesen Dienst hat er mir durch ganze 10 Wochen hindurch erwiesen. Später schickten mir die Meinen ein Kissen und eine Matratze in den Elevator. Allmählich half die Gewöhnung, so daß ich die weiche Unterlage nicht vermißte.

Auf dem dunklen Hintergrunde heben sich die freundlichen Erinnerungen besonders eindrucksvoll ab. An solchen hat es nicht gefehlt. Ich will hier in Kürze berichten, wie wir uns mit der

ungewohnten Lage abzufinden suchten. Das Zusammensein von mehr als 300 Personen in einem großen Raum machte die Durchführung fester Ordnungen notwendig. Der ganze große Bodenraum wurde in einzelne Reviere eingeteilt. Jedes Revier erhielt einen Vorsteher; aus deren Mitte wurde ein Obervorsteher erwählt: Adam von Gernet, dem ein Komitee zur Seite stehen sollte. Dieses Komitee vertrat uns alle der Außenwelt gegenüber, führte, wenn nötig, Verhandlungen mit dem Kommissar, der die Rote Garde befehligte, gab Verhaltensmaßregeln und leitete die ganze Organisation. Organisiert wurde die Säuberung des Raumes, das Ausgießen der Eimer mit Schmutzwasser, die Einrichtung von Nachdejournen, die Verteilung der Nahrungsmittel, das Ausrufen von Namen derjenigen, deren Angehörige gekommen waren, um Esswaren oder Kleidungsstücke zu bringen. Der Tag verlief nun in folgender Gestalt: nach dem Erwachen wurden wir in Gruppen von gegen 10 Mann in den Maschinenraum des Elevators hineingelassen zum Waschen; natürlich geschah das nur unter strenger Bewachung. Ungefähr um 9 Uhr wurde die Morgenandacht gehalten, bald darnach begann das Ausrufen der Namen, die Angehörigen fanden sich ein mit ihren Liebesgaben. Schon am zweiten Tage wurde die Luke geschlossen und eine Seitentür mit einer ordentlichen Treppe geöffnet und in Gebrauch genommen. Die Besucher durften den Bodenraum selbst nicht betreten. Wir aber durften den Unseren entgegengehen bis zum Fuß der Treppe. So habe ich Frau und Kinder täglich einmal sehen, begrüßen und einige Worte wechseln können. Gleich nach unserer Verhaftung war der Hilfsverein in Tätigkeit getreten und hat uns die ganze Zeit, die wir in Reval verhaftet waren und darüber hinaus, mit Speise und Trank versorgt. Mit beispielloser Energie und Umsicht haben alle unsere Frauen und Töchter im genannten Verein mitgearbeitet. Es war wahrlich keine Kleinigkeit, täglich Butterbrote zu schneiden, zu streichen, mit Wurst und Schinken zu belegen, für mehr als 300 Personen, eimerweise Suppen zu kochen und dann alle die Vorräte in den Elevator zu schaffen. Im Elevator wurden die Vorräte von unserem „Speisemeister“ H. Baron Pahlen in allerbesten Weise verwaltet und verteilt. Satt wurden wir alle. Ehre auch unseren jungen Herren! Kein Dienst war zu gering, er wurde ohne Widerspruch willig und freundlich ausgeführt. Den ganzen Tag waren sie in Bewegung, bald mit dem Besen in der Hand, bald die Eimer



austragend oder tätig bei der Austeilung der Speisen; da konnte man die Wahrheit des Wortes mit Augen sehen: Dienen ist vornehm.

Qualvoll war die Tag und Nacht sich gleichbleibende Beleuchtung. Fünf in rötlichem Licht brennende Glühlampen gewährten eine sehr spärliche Helligkeit, bei der man nicht einmal lesen konnte. Morgen und Abend, Tag und Nacht unterschieden sich durch nichts, immer herrschte dieselbe Dämmerung. Wir öffneten dazwischen einige Lufen und standen dann davor, mehr um das Tageslicht zu sehen als um frische Luft einzuatmen; so konnten Augen und Nerven ein wenig ausruhen. Leider konnten die Lufen der Kälte wegen nicht lange offengehalten werden. Die Tage verstrichen ohne jede Beschäftigung. Man sprach mit Bekannten, schloß neue Bekanntschaften und spielte Schach oder Karten. Die Niedergeschlagenheit des ersten Abends war gewichen, die Stimmung war eine zuversichtliche geworden. Wir sahen, daß uns vorläufig von seiten der Matrosen keine Gefahr drohte. Natürlich wurde die Frage viel besprochen: weshalb sind wir verhaftet? Nur deshalb, weil wir Edelleute sind, oder weil wir als Deutsche mit Deutschland vereinigt zu werden gehofft hatten, oder wurden wir als Geiseln gehalten für den Fall eines deutschen Einmarsches? Wir glaubten, es müßte doch bald ein Verhör stattfinden, dann würde man bestimmt einen Teil als unschuldig freilassen; und wird die Petersburger Regierung nicht einschreiten? Es sollte aber alles anders kommen, als wir dachten. Das ist die ganze Zeit über der Fall gewesen, es kam immer alles anders, als wir erwarteten.

So vergingen die ersten fünf Tage. In dieser Zeit erlebten wir den Übergang vom alten auf den neuen Stil; statt des 1. schrieb man den 14. Februar. Dieser Tag sollte uns ein aufregendes Ereignis bringen. Um 12 Uhr nachts, gerade als wir im ersten Schläfe lagen, wurde unser Vertreter A. von Gernet vom Kommissar der roten Garde herausgerufen. Bald kehrte er zurück mit der Mitteilung, daß wir uns augenblicklich zum Ausbruch rüsten sollten. Seine Stimme verriet innere Erregung. Wie ein elektrischer Schlag ging es durch die Versammelten; was bedeutet das? Wohin geht es nun? Die Erregung wuchs noch, als tiefes Schweigen und möglichst große Geräuschlosigkeit beim Zusammenlegen der Sachen anbefohlen wurde. Bald hörten wir, daß wir aus dem Machtbereich der Matrosen fortgeführt werden sollten.



Unser Weg führte uns an den am Hafenfai liegenden Kriegsschiffen vorüber. Die Matrosen durften uns nicht entdecken, das hätte unliebsame Folgen nach sich ziehen können. Nur mit Mühe wurde die Stille hergestellt, die Nerven waren in Spannung, auch unseren Wächtern sah man die Aufregung an. In Gruppen von je 15 wurden wir herausgelassen und durch die stillen Straßen der Hafenvorstadt geführt. Nur das wichtigste Handgepäck hatten wir bei uns. Ich ließ meine Matraze und das Kissen im Elevator zurück. Unterwegs stießen die einzelnen Gruppen zueinander, und als der Zug durch die Johannisstraße und an dem Kiefl in de Kiefl vorüber sich der Turnhalle zubewegte, war er schon zu beträchtlicher Länge gewachsen. Ein Nachtbild, wie es nur der Traum allein schaffen kann, wenn er unzusammenhängende Ideen und phantastische Bilder untereinander verbindet: der estländische Adel, ein stiller Zug von Gefangenen, auf heimlichem Gange der Macht russischer Matrosen entfliehend, um den Bolschewiken wehrlos übergeben zu werden! Erleichtert atmeten wir auf, als wir in den dunklen Turnsaal einströmten. Bald flammte hier, bald dort ein Lichtstümpfchen auf. Müde legten die Herren ihr Gepäck auf die Diele und suchten sich daneben so gut es ging zur Nacht einzurichten. Aber nun entstand die Sorge: wenn die Unseren im Laufe des morgigen Vormittags uns im Elevator besuchen werden, so können die hintergangenen Matrosen an ihnen Rache nehmen. Daher wurden mit Erlaubnis des Kommissars mehrere von uns in die Stadt geschickt, um Kunde zu bringen von unserem Auszuge aus dem Elevator. Ich war einer von ihnen. In Begleitung zweier Gardisten ging ich in meine Wohnung. Voller Freude, im Gefühl, daß nun der Anfang vom Ende der Tragikomödie gekommen sei, weckte ich meine Frau und benachrichtigte sie vom Vorgefallenen. Dann ging ich mit meiner Begleitung in die Breitstraße in das von H'iche Haus, weckte dort den Hausknecht und machte dieselbe Mitteilung. Beim Betreten des Hauses bot sich mir ein nächtliches Bild dar, charakteristisch für diese Schreckenstage. Gegenüber auf der anderen Straßenseite öffnete sich eine Haustür, heller Lichtschein fällt auf die Straße und eine Schar von zehn mit Flinten bewaffneten Männern tritt aus dem Hause. Es handelte sich um eine nächtliche Haussuchung oder einen Verhaftungsversuch. Als sie die Haustür des von H'ichen Hauses offenstehen sahen, kamen die Männer herüber, studierten die im Flur angebrachte

Hausstafel mit den Namen der Mieter; da sie den nicht fanden, welchen sie suchten, verließen sie mit uns zusammen das Haus. Ich kehrte in die Turnhalle zurück.

Mit den größten Hoffnungen wurde der neue Tag begrüßt. Er sollte uns aber nichts Gutes bringen. Gegen 12 Uhr vormittags wird uns vom Kommissar mitgeteilt, daß die Matrosen sofort in der Turnhalle erscheinen werden. Wir sollten nur schleunigst alle Luxusgegenstände, alle Leckerbissen und namentlich alle Flaschen vernichten oder verstecken. Was diese Vorschrift bezwecken sollte, ist uns später klar geworden. Daß die Matrosen mit unserem nächtlichen Auszuge nicht einverstanden sein konnten, lag ja auf der Hand. Ebenso, daß sie uns gegenüber nicht gerade von den freundlichsten Gefühlen beseelt waren. Wir erfuhren bald, die Matrosen hätten ein Meeting abgehalten und beschlossen, sich unserer zu bemächtigen. Nun konnten sie jeden Augenblick eintreffen. Was wird dann geschehen? Man konnte sich auf das Schlimmste gefaßt machen. Hätten sie doch die Drohung ausgestoßen, uns ans Leben gehen zu wollen. Auf einmal heißt es: „Sie kommen!“ Verschwunden waren der Kommissar und die roten Gardisten. Ziehernde Spannung siedet im Blute; es ist mancher blaß geworden und viele sahen ihr letztes Stündlein vor Augen. — „Auf den Platz!“ Gernet ruft es in den Saal hinein. „Aufstehen!“ „Sitzen bleiben!“ hörte man Stimmen rufen. Mehrere hatten die Sprossen der Turnleiter erklommen. Von dort konnte man sehen, was draußen vor sich ging. Da kamen schon die Matrosen in Angriffsformation vom Wendrichschen Hause her mit gefälltem Bajonett im Laufschrift auf die Turnhalle zu. Es war kein Zweifel, sie kamen in feindseliger Stimmung, die sah man ihren wilden, haßerfüllten Gesichtern deutlich an. Nun betraten die ersten das Haus. An der Spitze der verhältnismäßig junge Führer. Ich bin der Überzeugung, daß diejenigen, welche ein Blutbad vorausgesagt hatten, vollen Grund zu dieser Befürchtung hatten, obwohl ich persönlich im Ernste nicht daran gedacht habe. In dem Augenblick, wo der Führer in die Tür tritt und vor sich in voller Ruhe die große Schar erblickt, jeden bei seinen Sachen, stutzt er einen Augenblick, eine plötzliche Wandlung scheint in ihm vorzugehen, er wendet sich den nachfolgenden Matrosen zu mit den Worten: „Nichts von alledem.“ Dann, nach einer kurzen Pause, ruft er uns zu: „Guten Tag, Kameraden!“ — Wie wunderbar! In diesem Augenblick hat



jeder von uns die Nähe der schirmenden Gotteshand gespürt. Gott kann auch die Gedanken der bösen Menschen leiten! Nach einer kurzen Besprechung der Matrosen untereinander wird uns befohlen, uns wieder zum Ausbruch aufzustellen. So griff denn jeder nach seinem Bündel. Vor der Turnhalle werden wir in Reihen zu je 4 Mann aufgestellt. Nun setzt sich der Zug in Bewegung, zu beiden Seiten flankiert von einer Matrosenfette. Wahrlich, ein eigenartiges Schauspiel wird den Revalensern geboten. Der Anblick des gefangenen und gedemütigten Adels des Landes. Diejenigen, welche gewöhnt waren ans Befehlen und Regieren, schleppten nun selbst ihre armseligen Habseligkeiten auf dem Rücken. Aber sie haben sich nicht verleugnet: aufrecht trug jeder sein Haupt und fest waren die Schritte der Müden. Das haben diejenigen wohl gespürt, die uns übel wollten und haben sich darüber gewundert, daß wir weder Mut noch Haltung verloren hatten. Wir wußten nicht, wohin es ging, jedenfalls dem Hafen zu, vielleicht auf ein Kriegsschiff, das uns fortbringen sollte nach Kronstadt oder Helsingfors, und das bedeutete unseren Tod. Wir nähern uns dem Hafen; wahrhaftig: da liegen die Kriegsschiffe unter Dampf, bereit, eine todgeweihte Schar aufzunehmen. Da hat manches Herz gezittert. Doch nein, Gott sei Dank! Wir gehen an den Schiffen vorüber wieder zum Elevator. — Welch ein Bild der Verwüstung bot sich uns dar! Alles, was zerbrechlich war, alle zurückgebliebenen Geräte, Flaschen, Teller bedeckten in Scherben den Boden. Was an Sachen dort geblieben war, war zum Teil gestohlen, zum Teil zerissen und verdorben worden. Überhaupt war in der kurzen Zeit unserer Abwesenheit der ganze Raum auf unbeschreibliche Art beschmutzt worden. Sofort waren die Besen in Tätigkeit, Ordnung wurde hergestellt, die alte Organisation trat automatisch in Kraft und das alte Elevatorleben begann von neuem.

Im Vordergrund der Gespräche stand natürlich die Erörterung über die letzten Ereignisse. Welchen Zweck hatte der heimliche Auszug und was hat ihn herbeigeführt? Nach den spärlichen Nachrichten, die uns zungen, schien es sich folgendermaßen zu verhalten. Dem bolschewistischen Sowjet Estlands lag es daran, uns in seiner Gewalt zu haben; dem standen aber die Absichten der Matrosen im Wege. Wir hörten, daß die in Wulf stationierten Matrosen darauf bestanden hatten, uns nach Wulf zu bringen, um dort ein erbarmungsloses Gericht an den „Verrätern“ zu vollziehen.



Merkwürdig ungeschickt war jedenfalls die Art und Weise, wie man uns dem Machtbereich der Matrosen zu entziehen versuchte, denn diesen waren die estnischen Bolschewiken samt allen estnischen Soldaten doch nicht gewachsen. Als die letzteren einsahen, daß sie ihren Plan nicht durchführen konnten, spiegelten sie den Matrosen eine falsche Tatsache vor, wir hätten einen Fluchtversuch gemacht und der größte Teil der Flüchtlinge hätte sich in der Turnhalle versammelt. Um diese Lüge glaubhaft zu machen, wurde uns, wie oben erwähnt, angeraten, alle unnötigen Gegenstände zu vernichten, da Flüchtlinge sich ja nur auf die notwendigsten Sachen zu beschränken pflegten. So erklärt sich auch die Erbitterung der Matrosen gegen uns und der eigentümliche Ausruf: „Nichts dergleichen!“ beim Betreten des Saales. Offenbar wäre es den estnischen Bolschewiken ganz recht gewesen, wenn die Matrosen mit uns einen kurzen Prozeß gemacht hätten. Jedenfalls hat es ihnen daran gelegen, wie die späteren Ereignisse deutlich zeigen, uns für immer unschädlich zu machen, aber die Bosheit und Niedertracht unserer Feinde hat nur dazu gedient, uns allen unauslöschlich in das Herz zu prägen: Gottes Macht und Fürsorge!

Im Elevator erfuhren wir von dem eigentümlichen Resultat der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk. Lenin und Trotzky hatten sich geweigert den Frieden zu unterzeichnen, aber doch erklärt, der Krieg habe ein Ende; damit wurde es klar, daß die kriegerischen Operationen von den Deutschen wieder aufgenommen werden mußten. Begreiflicherweise wurde nun den kommenden Dingen mit gesteigerter Spannung entgegengesehen; es handelte sich sowohl um die Zukunft der Heimat, wie um die Entscheidung unseres persönlichen Schicksals. Ständig wurde die Frage erörtert: werden wir so lange warten müssen, bis die Deutschen kommen und uns befreien? Wird das Einrücken der Deutschen unser Geschick erschweren oder erleichtern? Ein Wort des Gouvernements-Kommissars Anwelt wurde bekannt: „Die Barone (d. h. wir arretierten) werden die Deutschen, die sie herbeigerufen haben, nicht sehen.“ Nach wie vor konnten wir uns kein Bild von dem machen, was kommen würde, wir lebten ins Ungewisse hinein und lernten, standhaft und geduldig bleiben. Fast jeder ist sich in diesen Tagen dessen bewußt geworden, daß die Kraft dazu nur von Gott gegeben wird. Gotteswort gehörte zum festen Inventar des Tages. Nachdem die Pastoren: Hesse — St. Olai und Hahn — Nissi

befreit worden waren, lag die geistliche Bedienung der Gefangenen mir allein ob.

Am 18. Februar kam der Befehl, wir sollten uns wieder zum Ausbruch in die Turnhalle rüsten. Wieder ging es im langen Zuge durch das Hafenviertel, die Narvsche Straße und Johannisstraße in den Turngarten. Diesmal aber bei Tage und ohne Heimlichkeiten. Im ganzen verhielt sich das Publikum ruhig. In meiner Erinnerung sind besonders die Insassen eines Autos haften geblieben, welches zweimal an unseren Zuge vorüber fuhr. Notorisch waren es Glieder des örtlichen Bolschewiken-Sowjets, die sich nun an dem Anblick der gefangenen „Barone“ weideten. Wiederum tauchte die Frage auf: wie wird es nun werden? Im allgemeinen wurde diese Veränderung optimistisch gedeutet: wir sind dem Tribunal näher gebracht, unsere Sache wird untersucht, die meisten in Freiheit gesetzt werden. Aber auch diesmal kam es anders als man voraussagte. Nachdem wir 2 Tage im Turnsaale zugebracht hatten, schien es, daß nunmehr die Entscheidung vor der Tür stände. Wir hörten vom Vorrücken der Deutschen. Walf sei genommen, in der Wieck eine Landung gemacht. Wie gern wurde solchen Nachrichten geglaubt (auch von denen, die sie nicht glauben zu können vorgaben)! Da alle sicheren Nachrichten fehlen, beginnen die Gerüchte eine bedeutende Rolle zu spielen. Von außen wird uns manches zugetragen, oft nur, um Hoffnung und Mut lebendig zu erhalten. Es hat wenig genützt. Auf ein optimistisches Emporschnellen der Stimmung folgte fast immer ein pessimistischer Rückschlag. Nachrichten wie diese: „Bald seid ihr frei“, oder: „Mox adventuri tedesci“ waren wohl nur Vermutungen, die aber, während sie von Mund zu Mund gingen, die Gestalt einer aus sicherer Quelle stammenden Nachricht annahmen. Quod volumus id credimus libenter! Das konnte man hier täglich, ja stündlich sich bestätigen sehen. Eine innerliche Festigkeit konnte nur der finden, der jenseits von Furcht und Hoffnung im Gottvertrauen einen festen Standpunkt gefunden hatte. Als Mittwoch, den 20. Februar ein schlimmes Gerücht auftauchte, man würde uns über Estlands Grenze fortschaffen, da entstand wohl eine große Erregung; sehr schnell aber beruhigte man sich und verwies diese Nachrichten in das Reich der Märchen, selbst nachdem einer von uns aus dem Munde des Kommissars gehört hatte, daß wir nach Sibirien verschickt werden sollten. Das Schlimmste wollte man



eben nicht wahr haben. Zu furchtbar erschien ein solcher Ausgang dieses Abenteurers und zu unverdient ein solches Geschick für Menschen, denen man keine Schuld nachgewiesen hatte. Dazu kam, daß der Eisenbahningenieur, Herr v. H., kategorisch erklärte: rollendes Material stände nicht zur Verfügung, um uns fortzubringen. Die Evakuation beanspruchte den letzten Waggon. Dann hatte jemand gemeint: „Und wenn wir von hier ausführen, weit kommen wir doch nicht mehr.“ Andere fügten hinzu: „Bestimmt würden die Deutschen oder andere gute Freunde die Brücke sprengen, den Zug aufhalten,“ kurz und gut, man verstand es den schlimmsten Gerüchten eine Wendung zum Guten zu geben und einigermaßen beruhigt legte man sich Mittwoch Abend schlafen. Aber am anderen Morgen erhielten verschiedene von uns Sendungen mit warmen Sachen und größere Geldsummen, was bedeutet dieses? O, unsere Angehörigen in der Stadt sind gewiß durch dieselben Gerüchte erregt worden und schenken ihnen Glauben. Doch als fast jeder von uns mit solchen Dingen versorgt wurde, die zu einer langen Reise nötig sind, da konnten auch wir uns nicht der Erkenntnis verschließen: wir müssen fort. Wie gut ist es doch, daß man das Kommende nicht vorausahnt. Wir hatten immer geglaubt über den Berg zu sein, und das Schwerste stand uns noch bevor. Ich sah meine Frau und eine Tochter, die mir Geld gebracht hatten, durch die Türspalte (an diesem Tage durfte keiner mit seinen Angehörigen zusammenkommen) und freute mich an den freundlichen und frohen Gesichtern. Ich winkte ihnen lachend zu. Keiner hatte den ganzen Ernst der Lage wirklich erfaßt. Am Nachmittag wurden die Einzelnen namentlich ausgerufen. Ein neues Verzeichnis wurde zusammengestellt, wir wurden gefragt nach Namen, Alter und — sehr wichtig! — ob man Baron sei oder ein „von“ vor seinem Namen habe. Darauf wurden die Namen der Befreiten mitgeteilt; befreit wurden alle Ersten, die meisten, die das 70. Lebensjahr überschritten hatten und viele Kranke, aber nicht alle. Gleich darauf wurde die Anzahl der Befreiten wieder eingeschränkt; da erlebte mancher eine bittere Enttäuschung und mancher Leidende mußte die Reise mit uns antreten. Wir wurden mit grausamer Härte behandelt. Einem roten Gardisten gegenüber äußerte ich mein Erstaunen darüber, daß die Bolschewiken-Regierung ganz ebenso willkürlich unschuldige Menschen verbanne, wie es die gestürzte Zarenregierung immer getan habe. Ruhig antwortete der Mann: „Manches von der alten Regierung ist eben



durchaus nachahmungswert gewesen.“ Freilich in strupelloser Willkür begegneten sich die beiden extremen Regierungen.

Schon seit einigen Stunden waren die Bündel geschnürt, alles war zum Ausbruch fertig. Die Lage war eine hoffnungslose. Jetzt galt es vor allem gegen die Anwandlungen von Niedergeschlagenheit anzukämpfen. Um 6 Uhr nachmittags erscholl der Befehl, zum Ausbruch in dem Turngarten zusammenzutreten. Mit Schimpfen und Fluchen begleiteten die Soldaten, die uns eskortieren sollten, die Ausführung dieses Befehls. Ein Kranz von Zuschauern umgab den Turngarten. Ein Schlitten war herangefahren, um unser schweres Handgepäck aufzunehmen. Zwei kleine Domschüler hatten sich diesem Liebesdienst unterzogen. Schon vorher war ein Lastautomobil mit unseren Matrasen und Koffern abgegangen. Endlich, nach langem Warten, es war schon dämmerig, waren wir zum Abmarsch bereit. „Wenn einer zu fliehen versucht, schont weder Kugel noch Bajonett!“ befahl der Führer. Dann hörte man eine laute Stimme an die Soldaten gerichtet: „Denkt daran, wie sie euch behandelt haben 1905, nehmt ihnen ihre Matrasen und Kissen und benutzt sie für euch, seid unterwegs hart und roh gegen sie.“ Nach diesen Worten haben die roten Gardisten gehandelt. In der Dämmerung, die Mondfichel stand am Himmel, bewegte sich nun der Zug zwischen den Reihen der zahlreichen Zuschauer hindurch. Zum Glück konnte man niemand mehr erkennen. Nur wenige Bemerkungen drangen an unser Ohr. Ich hörte eine Stimme: „Tut kein Unrecht, Gott wird sie richten.“ Als Antwort lachte der rote Gardist: „Gott? Jetzt gibt es keinen Gott mehr.“ Bei der Kredittasse rief ein altes Weib triumphierend: „Ihr werdet die Heimat nimmer wiedersehen!“ Schweigend zog die Schar der Vielgeprüften durch die Straßen der Vaterstadt; unser Weg führte uns durch die kleine und große Dörptische Straße dem Dwigatel zu. Werden wir dort in den Fabrikräumen vorläufig untergebracht werden bis zur Bereitstellung eines Zuges oder geht es direkt auf den Bahnhof? das war jetzt die spannende Frage. Daneben die stille Erwartung, es werde vielleicht doch etwas unterwegs geschehen, das alle bösen Pläne vereitelte; aber es geschah nichts. Wir kamen beim Dwigatel an und gingen an ihm vorüber. Hier sahen wir in einer Entfernung von etwa 100 Schritten eine Gruppe von wenigen Personen stehen, im Dunkeln erkannten wir sie nicht. Die Soldaten schrien sie an, mehrere Schüsse wurden in die Richtung abgegeben; erst später hörte

ich, es seien Damen aus unserer Bekanntschaft gewesen. Sie waren gekommen uns einen letzten Gruß mitzugeben; sie sangen: „Ein feste Burg ist unser Gott“. — Aus dem nächtlichen Dunkel tauchte die Eisenbahnstation auf. Die Augen versuchten das Dunkel zu durchdringen. Stand wirklich ein Zug bereit für uns? Erst als wir nahe herangekommen waren, unterschieden wir die fauchende Lokomotive und einige Reihen von Wagen. Mehrere hundert Schritt von der Station mußten wir lange auf der Straße stehen, durch Hin- und Hertreten die Füße erwärmend. Ein Zug ging ab. Nun setzten auch wir uns wieder in Bewegung; es ging zur Station. Da war der Zug, der uns erwartete, er bestand aus lauter Güterwagen. Also doch! Jemand sagte neben mir: „Aus diesen Waggons kommen wir lebendig nicht mehr heraus.“ Mit 25 anderen kletterte ich in einen dieser Waggons. Es war stockdunkel. Wir setzten uns auf die im Wagen liegenden Bretter und versuchten mit Hilfe der vorrätigen Holzklöße eine leidliche Temperatur herzustellen. Hier muß ich erwähnen, daß diese Wagen in der Mitte einen kleinen eisernen Ofen haben. Solche Wagen wurden zu Soldatentransporten gebraucht während des Krieges. An beiden gegenüberliegenden Schmalseiten befanden sich je 2 übereinanderliegende Bretterdielen, die als Schlafstätten dienen sollten. — Nicht lange nachdem wir eingestiegen waren, wurde die Schiebetür mit einem Krach geschlossen und von außen verhaakt. Der Zug setzte sich in Bewegung. So endete das erste Kapitel unserer Leidensgeschichte und das zweite begann, das dunklere, schwerere.

## II.

### Die Höllenfahrt.

Wie weit mögen die Deutschen vorgeedrungen sein? Zu unserer Rettung werden sie jedenfalls zu spät erscheinen. Aber wir haben auch andere Freunde — vielleicht ist es gelungen die Eisenbahnbrücken zu sprengen oder die Schienen zu zerstören. Geheimnisvoll hatten einige versichert, es werde bestimmt etwas Durchgreifendes geschehen, etwa bei Wesenberg oder vor Narva. Darauf warteten wir nun, obwohl mit schwacher Hoffnung, während wir in dem dunklen, kalten Wagen uns aneinander schmiegen und weiter und



weiter von der Heimat forteilten; kaum hat jemand in dieser Nacht ein Auge geschlossen. Wir hatten in Wesenberg einen längeren Aufenthalt, ebenso in Narva, dann wurde die Narowabrücke passirt — widerstandlos hatte die Heimat uns ziehen lassen. Aber wohin geht die Reise? Vielleicht nach Petersburg? Hoffentlich. Oder Kronstadt? Gott schütze davor. Oder vielleicht in das Herz Rußlands, möglicherweise gar nach Sibirien? Das Letztere war kaum anzunehmen. Man sprach davon, daß der Stationschef in Gatschina eine größere Geldsumme erhalten habe, möglicherweise tritt die Wendung zum Besseren dort ein. Aber nach längerem Warten zweigten wir nach Tosno ab, also wird wohl irgend eine Stadt des Europäischen Rußlands unser Bestimmungsort sein. Als wir aber von Tosno wieder in rückwärtiger Richtung nach Petersburg zu fuhren, wurde die Vermutung laut, daß gewiß ein Telegramm eingetroffen sei, welches uns nach Petersburg beorderte. Die Stimmung wurde zusehens eine gehobenere. Aber wir hatten uns getäuscht. Wir wurden auf der letzten Station vor Petersburg, Obuchowo, auf das Geleise der Nordbahn übergeführt und nun ging es in östlicher Richtung weiter nach Wologda-Sibirien. So waren wir wieder mal zwischen Hoffen und Furcht hin- und hergeworfen worden und das Schlimmere war eingetreten.

In Kürze will ich versuchen, das Leben in dem heizbaren Güterwaggon, genannt Tepluschka, zu schildern. Wir waren, wie erwähnt, 26 Mann in einem Raum eingepfercht. Wenn wir uns dicht nebeneinander auf die Pritsche legten, konnten 24 gleichzeitig schlafen. Dann lagen wir so nahe beieinander, daß keiner sich rühren durfte, wenn er nicht den Nachbar wecken wollte. Wir richteten daher eine nächtliche Dejour ein, während welcher immer 4 Mann gleichzeitig wachen sollten in 2 Nachtwachen von 10—3 und 3—8, jeden zweiten Tag kam jeder einzelne wieder an die Reihe. An das harte Lager hatte man sich schon im Elevator gewöhnt, nachdem die Matratze gestohlen war; hier war man nicht weicher gebettet, Matratze und Decke hatte ich ja nicht mehr, trotzdem habe ich geschlafen. Bei größerer Kälte glitzerten die Schrauben und Nagelköpfe an den Wänden und an der Decke des Waggons, überzogen mit weißem Reif und unsere Rissen und Paletots froren an der Waggonwand an. Wenn nach tüchtigem Heizen der Ofen Wärme ausstrahlen begann, so theilte er gleichzeitig reichlich Rauch und Qualm aus. Dadurch wurden die Augen angegriffen und

entzündeten sich. Der Schmutz um uns her war unerträglich, wir selbst waren schon seit 14 Tagen nicht aus den Kleidern gekommen. Jetzt verlängerte sich dieser Zustand, der für einen Kulturmenschen ein Martyrium bedeutet, voraussichtlich auf eine längere Zeit. Es vergingen dazwischen Tage, an denen kein Wasser an die Hände und das Gesicht gelangte. Wir versuchten Schnee zu schmelzen am eisernen Ofen und dann notdürftig die Morgentoilette zu bewerkstelligen. Im besten Falle erhielt jeder einen Becher voll Wasser. Wenn man überaus ökonomisch war, so konnten Hände und Gesicht von dem größten Schmutz gereinigt werden. Nur ein einziges Mal unterwegs wurde uns Gelegenheit zu ausgiebigem Waschen gegeben. Unsere Leibwäsche — wir waren mit ihr ja nicht reichlich ausgestattet — mußte bis zum Schluß der Reise vorhalten. Was einst weiß gewesen, war nun allmählich grau und schwarz geworden, und dann drohte uns allen die Gefahr der Verlausung, doch zum Glück war unter uns nur ein Einziger, der dieser Gefahr nicht entgangen war, und auch er entdeckte nur ein bis zwei dieser Tierchen in seiner Wäsche; wir anderen blieben diesmal verschont. Schmutz, Kälte und Rauch waren aber noch lange nicht die schlimmsten Feinde. Es waren unsere Wächter, welche die Reise zu einer wahren Höllenfahrt machten. Die Verhaltensmaßregeln, die ihnen beim Ausmarsch mitgegeben wurden, haben sie aufs gewissenhafteste eingehalten. Die Klassenwagen, in denen diese Kerle fuhren, waren mit unseren Matratzen ausgepolstert. Von den uns zugeordneten Nahrungsmitteln hatten sie sich die besten Stücke angeeignet. Sie haben sich wohl redlich bemüht, uns das Leben in jeder Weise zu erschweren. Wir wurden aufs unwürdigste behandelt. Steckte jemand den Kopf aus der Fensterlücke, so konnte es geschehen, daß er beschimpft und angeschrien wurde: „Was stierst du, Teufel, aus dem Fenster?“ Im Wiederholungsfalle wurde mit Schießen gedroht, und tatsächlich ist auch auf die Hinausschauenden geschossen worden. Wer nicht schnell genug einstieg oder einem Kommando nicht schnell genug nachkam, wurde nicht nur mit Schimpfen traktiert, sondern konnte sich auf Kolbenstöße gefaßt machen. Mehrere von uns sind auf diese Weise geschlagen und gestoßen worden. Welch Geistes Kinder diese Unmenschen waren, ging aus dem überreichlichen Gebrauch des estnischen Fluchwortes „Kurat“\*) hervor. Auch wenn sie

---

\*) Kurat = Teufel.



untereinander sprachen, war jedes dritte Wort „Kurat“. Angeborene Roheit, durch Jahrhunderte vererbter Rassen- und Klassenhaß, bewußte Gottlosigkeit und Unflätigkeit hatten sich bei diesen unseren Wächtern, den roten Gardisten, gegen uns vereinigt. Eine besondere Freude schien es ihnen zu bereiten, uns die allerberechtigtesten Wünsche abzuschlagen. So konnten wir nur hinaus, wenn die verschlossene Thür von außen geöffnet wurde, und meistens wurden die Insassen nur eines Waggons zur Zeit hinausgelassen. Da ist es denn vorgekommen, daß uns über 36 Stunden die Thür nicht geöffnet worden ist. Was das für die Kranken unter uns bedeutete, kann sich jedermann vorstellen. Aber die Not macht erfinderisch, und schließlich sind wir in dieser Beziehung von der Gnade unserer Quälgeister unabhängig gewesen. Ebenso quälend war es, wenn uns das zur Teebereitung notwendige Wasser verweigert wurde. Auch das ist mehrfach vorgekommen. Wenn wir dann mehr als 24 Stunden nichts zu trinken gehabt hatten, suchten die vom Durst Gequälten der vom Rande des Waggondaches hängenden Eiszapfen habhaft zu werden, um damit den Mund anzufeuchten. In meinen Tagebuchnotizen findet sich des öfteren die Bemerkung: endlich Wasser, oder: Wasser, Wasser! Die meisten litten beständig unter Durst. Wie oft wiederholte sich folgende Szene. Nachdem wir einen ganzen Tag auf die Erlaubnis gewartet hatten, nach Wasser gehen zu dürfen, hielt endlich der Zug vor einer größeren Station. Wir sehen, dort gibt es gekochtes Wasser, wir warten, wir hören die Schritte der Wächter, aber die Thür wird nicht geöffnet. Wir öffnen ein Fenster und bitten um Wasser. Die kurze Antwort lautet: „Wasser gibt es nicht.“ „Aber wir sind den ganzen Tag schon ohne Wasser.“ „Wirst du, Teufel, das Fenster schließen!“ Oder: „Kannst du, Teufel, nicht kapieren, daß ihr kein Wasser bekommen sollt!“ Bei einer solchen Behandlung konnte man sich nur in der äußersten Not zu einer Bitte entschließen.

Für unsere Verproviantierung hatte man schon in Reval vorgesorgt. Brot und Schinken, Konserven, Fleischkuchen waren als Vorrat für einige Tage mitgegeben worden. Leider lag die Verteilung derselben in den Händen der Wächter, so kam es, daß sie nicht nur eine ungerechte war, sondern daß der größere Teil der Vorräte überhaupt nicht an diejenigen gelangte, für die sie bestimmt waren. Wir hatten vier Mahlzeiten. Am Morgen gab es Tee und Butterbrot, zu Mittag Tee mit Brot und Schinken, selten gab es

auch mal eine Suppe, am Nachmittag bekamen wir Tee und Brot, am Abend Tee und Brot mit Schinken, einige Mal gab es auch Käse. Auf den Stationen hinter Wologda haben wir uns Milch gekauft. Zur Feier meines Geburtstages wurde mir von den Waggongenossen ein Becher schönster Milch als Geschenk dargebracht; selten hat mir etwas so gut geschmeckt. Aber die Freude, das Notwendige sich selbst einkaufen zu dürfen, dauerte nicht lange. Die roten Gardisten mischten sich ein und verboten es. Die Verkäufer wurden vom Bahnsteige fortgeschickt, ja bereits gekaufte Eßwaren uns abgenommen. Um so mehr versorgten sich unsere Wächter selbst mit allem, dessen sie habhaft werden konnten. Es wäre nun schlimm mit uns bestellt gewesen und wir wären wohl allmählich verhungert, wenn nicht außer diesen Teufeln auch einige gute Engel uns begleitet hätten. Etwa bei Tosno oder bald nachher schlossen sich dem Zuge an: Fr. von Stryk als barmherzige Schwester, Herr Georg von Eivers und Herr Erich Hahn. Dieselben hatten vom Petersburger Sowjet die Erlaubnis erhalten, uns auf der ganzen Fahrt zu begleiten. Was diese für uns getan haben, das konnten wir jeden Tag von neuem erfahren. Sie haben die Entbehrungen der Reise freiwillig geteilt mit uns, ja ihr Leben in Gefahr begeben, das werden wir ihnen nie vergessen. Vor allem hatten sie sich der Mühewaltung unterzogen, uns zu verproviantieren. Sie kauften unterwegs die Vorräte und ließen sie uns durch die roten Gardisten zukommen. Außerdem wurde die Verbindung mit der Außenwelt durch Fr. von Stryk hergestellt. In Begleitung des Doktors durfte sie die Kranken in den Waggons besuchen. Es war uns jedes Mal eine große Freude, wenn Fr. von Stryk oder der mitverschickte Doktor Mirbach unseren Waggon bestiegen. Die Arzneien, die der Doktor in einem Körbchen mit sich herumtrug, waren längst nicht die Hauptsache bei seinem Erscheinen. Er wurde vielmehr von allen Seiten bestürmt, zu erzählen, was er gehört hatte, wie es den Freunden in den anderen Waggons erging, ob er eine Zeitung erhalten und was in der großen Welt vorgefallen. Wir waren doch dermaßen von der übrigen Welt abgeschnitten, daß wir nicht einmal mit den Insassen der anderen Waggons verkehren konnten. Ein Besuch von Waggon zu Waggon war gänzlich ausgeschlossen. Ab und zu gelang es, eine Zeitung in den Waggon einzuschmuggeln. Aus einer solchen erfuhren wir erst am 25. Februar, also nachdem wir bereits 4 Tage unterwegs gewesen waren, daß



Krasnojarsk in Sibirien das Ziel unserer Reise war. Diese Nachricht aber diente zur Hebung der Stimmung, denn die Ungewißheit lastete doch am schlimmsten auf uns. Jetzt hatten wir ein Ziel vor Augen und gleich regte sich die optimistische Erwartung, daß irgend etwas eintreten könnte, was eine so weite Reise vereiteln werde.

Was unsere Stimmung anlangt, so muß hervorgehoben werden, daß, wenigstens in unserem Waggon, jeder bemüht war den Kopf hochzuhalten. Wir waren entschlossen den Mut nicht sinken zu lassen und haben das getan mit Gottes Hilfe. Kein Zweifel, Gotteswort gab uns viel Kraft. Wir hielten regelmäßig unsere Morgen- und Abendandachten; gewöhnlich benutzten wir dazu die Zeit des Haltens vor einer Station, doch auch unter dem Rattern des in der dunklen Nacht Sibiriens vorwärts eilenden Zuges hat sich die Schar der Waggoninsassen um mich geschart, wenn ich ein Lied und einen Psalm vorlas. — Obwohl die Haltung nach außen tadellos war, so machte die Stimmung freilich allerlei Schwankungen durch. Jede Mitteilung, einerlei ob sie begründet war oder nur in einer bloßen Vermutung bestand, hatte ihre entsprechende Wirkung. Am 27. Februar schon hörten wir, daß Reval in deutschen Händen sei, mit dem Zusätze, daß die Übergabe ohne Blutvergießen stattgefunden hätte. Eine frohere Nachricht konnte uns in dieser Zeit nicht erreichen. Nun konnten wir ja unsere Strapazen frohen Herzens ertragen. Dieser Preis, den wir zu zahlen hatten, war ein verschwindend kleiner gegen den unaussprechlich großen Gewinn, eine deutschgewordene Heimat zu besitzen. Natürlich wurde das Bedürfnis nach Verbindung mit der Außenwelt jetzt erst recht stark empfunden, und da die einzigen, welche dieses Bedürfnis einigermaßen befriedigen konnten, der Doktor und die barmherzige Schwester waren, so ließ man dieselben beständig herbeirufen. Irgend ein Schnupfen oder eine kleine Magenverstimmung gaben den gewünschten Vorwand her. Auf solchem Wege erfuhren wir, daß am 3. März der Friede geschlossen war. Zugleich wurde uns ein zerknülltes Zeitungsblatt zugesteckt. Als wir das auf der Fahrt lasen, brach heller Jubel aus, denn in dem russischen Blatt war der Befehl General Kirchbachs abgedruckt, durch welchen wir alle unter den Schutz der deutschen Waffen gestellt waren. Waren wir auch dem Machtbereich der schützenden Waffen entrückt, so hörten wir doch im Geiste das Flügelrauschen des deutschen Adlers über unserer Heimat und sahen den Jubel, mit welchem die

Unsrigen daheim die einziehenden Deutschen begrüßten. Es ging ja wohl jedem ein Stich durchs Herz, daß wir selbst nicht dabei sein konnten; dennoch war unsere Stimmung eine glänzende. Sofort sahen wir auch unsere Situation im günstigsten Lichte, und da der Friede ja geschlossen, so stieß die Behauptung, wir würden in kürzester Zeit umkehren, auf keinen Widerspruch. Aber schon am folgenden Tage flaute die zuversichtliche Stimmung stark ab, als Gerüchte uns zugetragen wurden, die die Nachricht des Friedensschlusses als unbegründet hinstellten.

Am 1. März befanden wir uns zwischen Perm und Jekaterinburg. Auf einer Station wurde unser Waggon geöffnet und wir durften hinausgehen. Da rief man mir aus dem Nebenwaggon zu, ich solle doch herüberkommen zu einem Sterbenden. Ohne Erlaubnis des Wache habenden Gardisten konnte ich diesem Wunsch ja nicht Folge leisten. Auf meine diesbezügliche Anfrage antwortete jener höhnisch: „Das nützt ja nichts, Sie werden dem Sterbenden doch das Leben nicht verlängern können.“ Ich setzte es aber doch durch, daß mir der Zugang zum Kranken gewährt wurde. Der Kranke war ein alter Herr von Kassaken. Er war herzleidend und infolge der körperlichen und seelischen Strapazen versagte das Herz seinen Dienst. Er wurde von Stunde zu Stunde schwächer, es war unverkennbar, der Tod hatte ihn bereits gezeichnet. Ich sprach die Worte des Liedes: „Wenn ich einmal soll scheiden“ und betete mit ihm. Dann äußerte er den Wunsch nach dem heiligen Abendmahl. Oblaten und Wein hatten wir nicht. Ich reichte ihm das Sakrament unter Brot und Tee. Auf der Fahrt im Laufe des Tages ist er gestorben. In der Nacht in Jekaterinburg ist seine Leiche aus dem Waggon hinausgetragen worden. Wohin man sie brachte, wo er beerdigt worden, wer ihn beerdigt hat, wir wissen es nicht. Dieses erste Opfer der Reise machte einen erschütternden Eindruck auf uns alle.

In Tscheljabinsk wurde unser Zug neben einen solchen, der voll von heimkehrenden Soldaten war, geschoben. Offenbar hatten diese lange auf eine Weiterbeförderung gewartet. Wir hörten ungeduldige Stimmen, Lärm, dann Wortwechsel mit unserer roten Garde. Soviel verstanden wir, daß die Soldaten im Begriff waren, uns aus unseren Waggonen zu vertreiben und mit unserem Zuge weiterzufahren. Es waren spannende Augenblicke. Dieser Plan gelang indessen nicht. Doch haben sie unsere Lokomotive abgespannt



und ihrem Zuge vorgespannt. So kam es, daß wir an diesem Orte von 7 Uhr abends bis 11 Uhr vormittags warten mußten.

In Sibirien wurde unsere Lage um ein Beträchtliches erschwert, dadurch daß wir zur Heizung statt Holz Steinkohlen erhielten. Nun bedeckte der Kohlenstaub bald die ganze Diele, unsere Wäsche und wir selbst wurden schwarz in einem viel schnelleren Tempo als früher. Schlimmer aber noch war der unerträgliche Schwefeldunst, den die Kohlen ausströmten. Geradezu unerträglich wurde die Lage, wenn, wie es mehrere Mal geschah, befohlen wurde die Fensterlufen zu schließen. Kein Lichtstrahl drang in das Dunkel, wir waren wie lebendig begraben und dem Ersticken nahe. So wie so war die Luft in den Waggons keine angenehme, das Einatmen aber der schwefligen Gase konnte für Lungenleidende geradezu eine Verkürzung ihrer Lebensdauer um Jahre bedeuten. Wenige Tage nach dem Tode des Herrn von N. verloren wir einen zweiten Genossen. In der Nacht vom 4. auf den 5. März ist Herr von Baranoff, der schwer an Asthma litt, sanft entschlafen. Wir kamen am 5. März um 3 Uhr morgens in Omsk an; dort wurde seine Leiche aus dem Waggon getragen. Seinem Bruder wurde es nicht gestattet, in die Stadt zu gehen und mit dem dortigen Pastor wegen der Beisetzung oder Beerdigung Rücksprache zu nehmen. Zeit dazu war genug vorhanden, weil wir in Omsk 24 Stunden gestanden haben. Als B's Leiche herausgetragen wurde, stimmten zwei Gardisten an: „Saklad surewad, möisad pölewad“\*). Viele andere Aussprüche, die von derselben fast unglaublichen Gemütsroheit zeugen, könnten hier gebucht werden. Als man für einen Schwererkrankten nach einem Arzt rief, sagte einer dieser Unmenschen: „Ein Bajonett leistet hier bessere Dienste.“ Doch genug von derartigen Worten. Sie waren meistens so obszön und brutal, daß man sie nicht wiedergeben kann. Mögen sie vergessen werden, wie auch ihre Urheber dereinst in Vergessenheit und Nacht verschwinden werden. Nicht ungenannt soll bleiben, daß es unter dieser Schar — es waren ihrer im ganzen etwa 40 bis 50 — auch einige gab, die sich noch einiges menschliche Fühlen bewahrt hatten. Auf einer Station bat ich den unter dem Fenster stehenden Gardisten, die Luke öffnen zu dürfen, die Luft sei zum Ersticken. Er gestattete es sofort mit dem

---

\*) „Die Deutschen sterben, ihre Güter brennen“, der Anfang eines Gassenhauers, der im Revolutionsjahr 1905 entstanden ist.

Zusatz: „Wir haben so böse Leute unter uns. Eben sind sie in die Stadt gegangen, wenn sie zurückkehren, müssen Sie schnell die Luke wieder schließen.“

Endlos gleichförmig, wie die Fahrt, war auch die Landschaft. Rechts und links von den Schienen breitete sich eine schneebedeckte, mit Birfengestrüpp bestandene Fläche aus. Tag für Tag immer dasselbe!

Am zweiten Sonntag, den wir im Waggon erlebten, hielt ich die Sonntagsandacht über Hebr. 12, 11: „Alle Bückigung aber, wenn sie da ist, dünkt uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein.“ Da wir in der Passionszeit standen, verlas ich bei der Abendandacht Abschnitte aus der Passionsgeschichte, um den Zusammenhang mit der heimatlichen Gemeinde zu wahren.

Eine besonders freudige Botschaft erreichte uns in Omsk: der Friede war tatsächlich unterzeichnet worden und die Ratifikation desselben auf den 17. März festgesetzt; zur Feier dieser Freudebotschaft tranken wir Kakao, den einer der Waggoninsassen bei sich hatte. Die Stimmung war wieder einmal eine freudige und die Erwartung, daß wir noch vor Krasnojarsk die Erlaubnis zur Umkehr erhalten würden, kam fast einer Gewißheit gleich. Aber solche Stimmungen hielten nie lange vor. Schon am nächsten Tage tauchten ernste Zweifel darüber auf, wie sich der Sowjet in Krasnojarsk dem Friedensschlusse gegenüber verhalten würde, denn jeder Sowjet nahm ganz selbständig Stellung zu den großen politischen Tagesfragen. Die Ungewißheit lastete doch schwer auf dem Gemüt. Das Wort des 90. Psalmes kam mir in den Sinn: „Erfreue uns nun wieder, nachdem du uns so lange plagest, nachdem wir so lange Unglück leiden“. Noch immer war die Reihe der Plagen nicht abgeschlossen.

Ich muß nun einige Tage zurückgreifen. Auf einer Station vor Wologda hatten wir zum ersten Mal einige Herren aus der Dorpater Gruppe zu Gesicht bekommen, die an unserem Waggon vorbeingingen nach heißem Wasser. Die Gruppe ist vor uns aus Dorpat ausgefahren und in Gatschina eingetroffen und dort unserem Zuge angeschlossen worden. Wir hatten mit ihnen während der Fahrt keine Berührung gehabt, waren doch auch die Insassen der einzelnen Waggonen innerhalb der Revaler Gruppe untereinander vollständig isoliert. In einer Nacht, gleich hinter der Station Taiga hörte man Schüsse, nach einer Weile blieb der Zug stehen.



Man hörte die Gardisten fluchen; aus ihren Gesprächen konnte man soviel verstehen, daß jemand aus dem Zuge entsprungen war. Es stellte sich folgendes heraus. Baron Tiefenhausen aus der Dorpater Gruppe hatte einen Gardisten gereizt. Er wurde daraufhin zunächst arretiert, d. h. er mußte im Korridor seines Klassenwagens ohne Pelz bei 20° Kälte stehen; zugleich hatte man ihm sein Todesurteil verkündigt. Wahrscheinlich sollte es nur bei der Drohung bleiben, denn mit Bangemachen waren die roten Gardisten immer schnell bei der Hand. T. wollte sich nicht quälen lassen, benutzte einen günstigen Augenblick, öffnete die Tür und sprang in voller Fahrt hinaus, ehe die Wache ihn daran hindern konnte; die nachgeschandten Schüsse verfehlten ihr Ziel und er verschwand in Stühm und Dunkel. Erst später haben wir erfahren, daß T. glücklich in Petersburg angekommen war und von dort auf Schleichwegen Reval erreicht hatte. Er war es, durch den die Unsrigen in der Heimat die ersten zuverlässigen Nachrichten über uns erhielten. Die Folge dieser Flucht war einerseits eine bedeutend verschärfte Bewachung, andererseits ein Vorgehen der roten Garde gegen uns von unglaublichster Unverschämtheit. Unter dem Vorwand, daß weitere Fluchtversuche nur dann verhindert werden könnten, wenn wir nicht mehr im Besitz unserer Barschaften und Wertobjekte wären, wurden alle Insassen des Zuges einer planmäßigen und gründlichen Beraubung unterworfen. Am 8. März, als der Zug auf einer Station hielt, kam unser Waggon an die Reihe. Wir mußten ihn verlassen und wurden in den Waggon des Konvois geführt. Dort mußten wir einer nach dem anderen vor den Kommissar hintreten und alles abgeben, was wir an Geld und Wertsachen besaßen. Die Drohung, daß die Verheimlichung von Wertobjekten die Konfiskation des nachträglich Gefundenen nach sich ziehen werde und die Versicherung, daß alles, was wir freiwillig abgeben würden, dem Exekutivkomitee in Krasnojarsk übergeben werden würde, von wo wir es dann wieder zurück erhalten würden, veranlaßte viele von uns, alles, was sie besaßen, abzugeben. Wir glaubten diesen Versicherungen, weil es doch bekannt war, daß Arretierten ihre Wertgegenstände stets abgenommen werden. Was wir gaben, wurde genau gebucht, eine Quittung aber erhielten wir nicht. Ich verlor auf diese Weise meinen goldenen Siegelring und meine goldene Uhrkette, ein liebes Erbstück, und in bar 515 Rubel; manche haben noch mehr verloren, nicht wenige aber haben fast alles zurückgehalten, ohne daß die

angedrohten schlimmen Folgen eingetreten wären. Diesmal habe ich meine Ehrlichkeit bereut. An einen groben Raub hatte ich damals nicht gedacht. „Meine Herren, wir sind doch keine Räuber!“ bemerkte der Kommissar sittlich entrüstet, als jemand ihn um die Ausstellung einer Quittung ersuchte. Im übrigen hat uns dieses Erlebnis nicht weiter niedergedrückt. Es standen so viel größere Dinge auf dem Spiel, in der Heimat geschah so Gewaltiges, daß dieses persönliche Ungemach in den Hintergrund trat. Mehr als dieses Erlebnis beschäftigte unsere Gedanken die ungewisse Zukunft. Wie wird es in Krasnojarsk werden? Einige meinten, man werde uns in einem Konzentrationslager unterbringen, andere freuten sich schon im voraus der vollen Freiheit, träumten von Badstuben und gutem Essen in Restaurants, nur die Pessimisten sprachen von Gefängnis und dergleichen bösen Dingen.

Am 9. März  $\frac{1}{2}$ 9 Uhr morgens, es war ein Sonnabend, kamen wir in Krasnojarsk an. Ich sah die Stadt zum zweiten Mal im Leben. Ungefähr vor einem Jahr hatte ich sie verlassen. Es fiel mir auf, wie verwahrlost und unsauber das Bahnhofsgebäude diesmal aussah. Erstaunlich groß war die Menge zertrümmerter und ausrangierter Lokomotiven. Obwohl wir nicht wußten, was nun kommen werde, freuten wir uns doch, daß die Reise in der dunklen, schmutzigen Tepluschke ein Ende hatte. Ungeduldig warteten wir auf unsere Freilassung; in meinem Tagebuch notierte ich: Bis  $\frac{1}{2}$ 12 noch kein Anzeichen für ein Verlassen des Waggons. Bald hörten wir dann, daß wir die Nacht noch im Waggon werden zubringen müssen. Auch das war wenig erfreulich, als man uns erzählte, der Friedensschluß sei nicht von allen Gouvernements-Sowjets anerkannt worden, — dann freilich rückte die Stunde der Befreiung hinaus in neblige, uferlose Ferne.

### III.

## Korridor Nr. 5.

Am Sonntag früh wurde uns gesagt, wir sollten uns zu 10 Uhr bereithalten, dann mußten wir mit unseren Sachen die Waggons verlassen. Das Gepäck war schnell zusammengelegt; bald nach 10 wurden die Schiebetüren geöffnet, dann hörten wir das



wohlbekannte Kommando, uns in Reihen zu 4 Mann aufzustellen. Als ich den Bahnsteig betrat, taumelte ich, wie einer, der nach langem Krankenlager zum ersten Mal das Bett verläßt; den meisten anderen erging es ebenso. Das lange Stillsitzen und -liegen und die mangelhafte Beköstigung machten sich kenntlich durch ein Schwächegefühl, besonders in den Kniegelenken, und wie sahen die Leidensgefährten aus, die wir während der 14-tägigen Reise jetzt erst wieder sahen! Eingefallene, aschfahle Gesichter, unrasiert, mit wildwuchernden Bärten und Haaren, mit müdem und gequältem Ausdruck; manchen konnte man kaum wiedererkennen. An beiden Seiten des Perrons standen die roten Gardisten. Zum Empfang der Arretierten waren Vertreter des örtlichen Komitees erschienen, die uns mit unfreundlichen Blicken musterten. Bei der Herausnahme des Gepäcks erhielten mehrere von uns Bajonettschläge und Kolbenstöße, weil sie die Befehle der Wächter nicht pünktlich oder schnell genug erfüllten; das war aber ziemlich unmöglich, denn einige schrien: „Nehmt euer Gepäck“ und die anderen verboten: „Laßt das Gepäck liegen.“ Ich hatte an mich genommen, so viel ich tragen konnte, und nur meinen Koffer ließ ich im Waggon zurück; viele aber ließen ihre gesamte Habe im Waggon oder auf dem Perron liegen, dem Versprechen trauend, daß die Sachen nachgeschickt werden würden. Ein Lastauto war vorgefahren, welches dazu bestimmt war, die Alten und Kranken und das Gepäck zu befördern. Der Zug setzte sich in Bewegung, begleitet von den haßerfüllten Bemerkungen der Krasnojarsker Bolschewiken, die uns nichts Gutes von der sibirischen Gastfreundschaft erwarten ließen. „Diese Schweine müßten sofort erschossen werden!“ „Man muß sie erstechen und erhängen!“ Die Herren sprachen untereinander, aber laut, daß wir es hören sollten. Durch die Straßen der Eisenbahnvorstadt ging es vorwärts im schnellen Schritt. Mit Drohungen und Fluchworten und unzähligen „Kurats“ wurden die Müden und Zurückbleibenden angetrieben. Die Wanderung dauerte gewiß über eine Stunde; wohin geht es? Der ganze Empfang und die Art unserer Beförderung ließen uns nichts Gutes vermuten. — Der alte Baron E. konnte nicht mehr Schritt halten, keuchend schleppte er sich vorwärts. Er wandte sich an den nächsten Gardisten mit der Bitte, ihm die Benutzung einer Fuhrmannsdroßke zu gestatten; barsch und höhnisch wurde ihm die Bitte abgeschlagen: „Du bist in deinem Leben genug mit vier Pferden gefahren, jetzt kannst

du einmal zu Fuß laufen.“ Wir Nächststehenden nahmen dem Ermüdeten das Gepäck ab, einer stützte ihn unter dem Arm, ich fürchtete, er werde jeden Augenblick zusammenbrechen, jedoch er hat diese Strapaze überlebt, kam aber allerdings gleich nach seiner Ankunft ins Hospital. — Wohin geht der Marsch? Vor uns taucht endlich ein vielstöckiges, von einer hohen Mauer umgebenes Gebäude auf, welches einem Gefängnis verzweifelt ähnlich aussieht. Die Überschrift über der Pforte nimmt uns den letzten Zweifel, da steht es deutlich zu lesen: „Gouvernements-Gefängnis.“ Da haben manchen die Knie gewankt. Auch das noch! Wer wird uns hier finden, wer kann uns hier herausführen, aus einem Gefängnis im Herzen Sibiriens, wo wir ohne jeden menschlichen Beistand, ohne jede Aussicht auf Verwendung zu unseren Gunsten einer bolschewistischen, von keiner Macht der Erde abhängigen Regierung überliefert worden sind! Haben denn unsere Leiden noch immer kein Ende?! Noch wußten wir nicht, daß Gott uns nicht eine Vergrößerung der Leiden, sondern eine Erleichterung zugebracht hatte. Bald haben wir es uns auch selbst gesagt, daß wir, wenn wir in Krasnojarsk auf freien Fuß gesetzt worden wären, sehr leicht der haßerfüllten roten Volksmasse zum Opfer hätten fallen können.

Wir standen sehr lange vor den Toren des Gefängnisses, während dessen kamen auch unsere Sachen per Auto an, unter denen ich meinen zurückgelassenen Koffer wiederfand, aber vielleicht die Hälfte von uns hat das auf dem Bahnhof zurückgelassene Gepäck nicht mehr wiedergesehen und besaß nun nicht mehr, als das, was am Leibe getragen wurde. Die Wächter hatten unter den zurückgelassenen Sachen gründlich aufgeräumt. — Nun wurden wir namentlich aufgerufen und dann in Gruppen von 20—30 in den inneren Gefängnishof und dann in das Gefängnisgebäude geführt. Eine Treppe hoch öffnete sich eine Tür, über der das Schild stand: Korridor Nr. 5. An diesem Korridor lagen 8 größere Zellen. Mit 25 anderen gelangte ich in die Zelle Nr. 2. Hinter mir fiel die Gittertür krachend ins Schloß. Nun konnte ich mich umsehen nach den Mitgefangenen und dem neuen Aufenthaltsort. Sechs von uns waren schon im Waggon auf der Herreise beisammen gewesen. Für unsere große Anzahl war dieser Raum viel zu eng. Er hatte drei kleine Fenster in Kopfhöhe, an den beiden Schmalseiten waren erhöhte Bretterlagen zum Schlafen errichtet;



auf jede dieser Britschen paßten ungefähr acht Personen, die übrigen mußten auf dem großen Tisch und auf der Diele ihre Paletots, Decken oder Matratzen oder was sie sonst als Unterlage verwenden wollten, ausbreiten. Diese Zelle hatte seit einem Jahr keine Einwohner gehabt und war daher insektenfrei — ein nicht hoch genug anzuschlagender Vorzug! Trotzdem lagen allerhand schmutzige Lappen und verschimmelte Brotreste unter dem Tisch und unter den Britschen und erinnerten daran, daß unser gemeinsames Leben mit einer energischen Arbeit zu beginnen habe. Zuerst freilich standen wir noch ganz unter dem Eindruck des Jüngsterlebens und saßen, müde von der Wanderung, auf der Bretterdiele, der Hunger nagte, wir hatten seit dem frühen Morgen nichts zu uns genommen. In einem Säckchen fanden sich soviel Brotkrumen, daß jeder eine Messerspitze voll erhielt. Dann aber begannen wir uns häuslich einzurichten, die Diele zu fegen, Tische und Bretter abzustäuben, irgendwie mußte man sich doch mit dem Leben abfinden. Wir wählten einen Zellenältesten, auch einen „Futtermeister“ und einen Futtermeistergehilfen, und als wir nun nach einigen Stunden von der Gefängnisverwaltung das erste Brot erhielten und heißes Wasser zur Teebereitung, da war die gute Laune wieder hergestellt. Es ist doch wunderbar, wie elastisch das Menschengemüt ist und wie wenig dazu gehört, um dem Menschen eine Freude zu bereiten: allein schon die Tatsache, daß wir die estnischen Bolschewiken losgeworden waren und nur noch mit russischen Schießern zu tun hatten, genügte, um die Situation als eine durchaus erträgliche zu empfinden. Mit den Schießern, die in 24 Stunden dreimal wechselten, fand sich bald ein durchaus auskömmlicher modus vivendi. Als diese Leute merkten, mit wem sie es zu tun hatten, wurden sie entgegenkommender, und als sie saßen, daß sie durch uns einiges verdienen konnten, wurden sie gefälliger, als die Dienstregeln es zuließen.

Vor allem will ich nun eine Darstellung geben von dem Tagesleben, in dessen geregelten Verlauf unser persönliches Leben eingestellt worden war. Der Tag begann um  $\frac{1}{2}$  6 Uhr morgens. Dann ging der Schließer von einer Zellentür zur anderen, um uns zu wecken. Eine halbe Stunde später erscholl das Gebrüll durch den Korridor: „Aufstellen zur Kontrolle!“ Nach einer Weile erschien der Oberschließer, ein kleiner, schmutziger Kerl, mit einer schwarzen Fellmütze, die fast halb so hoch war, wie er selber, und das



schwierige Geschäft des Zählens begann. Um ihm dasselbe zu erleichtern, mußten sich die Gefangenen in zwei Reihen hintereinander aufstellen. Mit Hilfe des gekrümmten Mittelfingers gelingt ihm dann das Zählen und Multiplizieren mit 2; dann folgt ein Vermerk ins Kontrollbuch, und ohne Gruß verläßt er uns, um in der nächsten Zelle dasselbe vorzunehmen. Dieser Vorgang wiederholt sich täglich zweimal. Am meisten ärgerte es uns, daß wir diese Obrigkeit mit entblößtem Haupte empfangen mußten. Meistens zogen wir uns wieder auf unsere Schlafplätze zurück, sobald die Kontrolle vorüber war, und erwarteten nun die folgende Nummer des Tagesprogramms, die darin bestand, daß die Zellentür aufgeschlossen wurde und wir heraus befohlen wurden zum Toilettemachen. Dazu standen den Gefangenen zwei Räume zur Verfügung. Im vorderen war die Waschvorrichtung angebracht, welche gleichzeitig von 5 Personen benutzt werden konnte. Der hintere Raum diente gleichfalls unentbehrlichen Einrichtungen. Wir wurden zellenweise zum Waschen vorgelassen. Keiner kann uns den Hochgenuß einer gründlichen Säuberung nachfühlen, der nicht zuvor gleich uns über 14 Tage hindurch auf dieses Vergnügen hat verzichten müssen. Freilich, ein Bad hätte uns noch bessere Dienste geleistet, aber diese Freude wurde uns erst nach einer Woche zuteil.

Bis wir in den Waschraum gelassen wurden, konnten wir oft stundenlang warten, nämlich an den Tagen, wo der Schließer mit Zelle 7 begann. Dann benutzten wir die Zeit, um uns noch auszustrecken und zu schlafen. Gegen 7 oder  $\frac{1}{2}$  8 Uhr mußte man auf ein gegebenes Zeichen gekochtes Wasser und die Tagesration an Brot abholen. Die jüngeren Herren hatten sich dieser Aufgabe unterzogen und empfingen in der Gefängnis Küche Wasser und Brot. Letzteres war gut und schmackhaft; jeder erhielt 2 Pfund. Die Mahlzeiten spielten eine große Rolle, denn sie unterbrachen das eintönige Einerlei des Tages, und jedesmal sahen wir ihnen mit einem gründlichen Hunger entgegen. Wirklich satt sind wir nur selten gewesen, obwohl wir manches Mal das Gefühl hatten, unseren Leib angefüllt zu haben; es gab ja immer dieselben Dinge: Brot, Butter, Speck und Tee. Letzterer hatte die gewöhnliche Teefarbe, war aber total geruch- und geschmacklos, besonders seit die spärlichen Zuckervorräte zu Ende gegangen waren. Wenn die Stunde der Mahlzeit herangerückt war, machten sich die beiden erkorenen Proviantmeister der Zelle an die Arbeit. Die nötige Anzahl Brot-



schnitte wurde zurechtgemacht, dazu eine Scheibe Butter und Speck. Die Befriedigung auf den Gesichtern einzelner war unverkennbar, wenn es gelang ein recht großes Stück zu erwischen. Aber wehe, wenn die Kritik sich an das Menü heranwagte, — und es passierte ja immer wieder, daß der eine oder andere statt schlechter Wurst lieber gute Butter haben wollte, — die Proviantmeister boten ungerne ihr mühevollenes Amt dem Kritiker an. Das half; augenblicklich verstummte das Murren. Wir hatten Grund genug mit der Verwaltung unserer Speisevorräte zufrieden zu sein. Das kam dem undankbarsten Gemüte zum Bewußtsein, als eines Tages die Nachbarzelle Nr. 1 in einer Anwandlung von Leichtsinn gepraßt und alle Butter aufgeessen hatte (dabei waren die dortigen Proviantmeister durch ihre Findigkeit und Tüchtigkeit berühmt im ganzen Korridor). Da stand nun der eine der beiden Ökonomen an unserer Zellentür und bat, wir möchten ihm 1 Pfd. Butter abtreten, als Gegengabe bot er uns ein Feinbrot an — wer weiß, wo er das aufgetrieben hatte! — Natürlich stieg das Selbstbewußtsein unserer Versorger nicht wenig und auch wir durften auf sie stolz sein.

Ungefähr gegen 9 Uhr hielten wir die Morgenandacht. Eine gemeinsame Andacht für alle war leider nicht möglich, aber es wurde mir vom Schließer gestattet, von Zelle zu Zelle zu gehen, so daß ich in der Regel, außer in der eigenen Zelle, auch noch in drei anderen die Andacht gehalten habe. Unsere Andachten gewannen um vieles durch den Gesang. Es gab singende und nicht singende Zellen. Kam ich in eine der letzteren, so folgte mir eine Sängerschar, denen der orthodoxe Schließer bereitwilligst das Betreten der anderen Zelle gestattete, weil meine Begleiter als „Psalmensänger“ in seinen Augen eine geistliche Würde bekleideten. Unter den Sängern leistete uns Wolf von Grünewaldt sehr wertvolle Dienste. Mit ihm bin ich die ganze Zeit zusammen gewesen, er stand mir bei den Andachten als Kantor zur Seite und versah dieses Amt aufs beste; wenn er anstimmte, bekam der Choralgesang sofort den rechten Schwung. Meine Tätigkeit als Gefängnisprediger hat mir ungemein geholfen über die schweren Zeiten, denn so hatte meine Verbannung doch einen Sinn, und ich muß gestehen, in der Ausübung meines geistlichen Berufes habe ich selten eine solche Befriedigung gehabt, wie im Krasnojarsker Gefängnis; auch habe ich für das Wort Gottes nie so offene und empfängliche Herzen gefunden, wie dort. Ich wurde immer und immer wieder von



verschiedenen gebeten, doch bestimmt auch in ihre Zelle zu kommen. Daß die Ansechtung auf das Wort merken lehrt, das erlebte man dort jeden Tag. Sonntags knüpfte ich an den Text eine kurze Ansprache; zu einer gründlichen Vorbereitung fehlte mir leider die erforderliche Stille. Wie habe ich mich damals darnach gesehnt, einmal allein sein zu können. Es ist eben manches Mal auch ganz gut, daß der Mensch allein sei.

Der Tageslauf nahm nun seinen Fortgang, d. h. man tat eben nichts. Die Herren lagen auf ihren Plätzen, schliefen, lasen die mitgenommenen, meist minderwertigen Bücher, oder plauderten miteinander; einige spielten Schach oder Karten, wieder andere flikten ihre Hosen und waren froh, wenn sie auf das täglich größer werdende Loch irgend einen Lappen setzen konnten, gleichviel von welcher Farbe. Ab und an öffnete der Schließer die Thür, um einen oder den anderen in den Korridor hinauszulassen. Dann spazierte man auf und ab oder stand vor der Gitterthür der anderen Zellen und tauschte mit Freunden und Bekannten seine Gedanken und Vermutungen aus. Zwischen 11 und 12 dröhnte die laute Stimme des Schließers durch den Korridor: „Anziehen zum Spaziergehen“. Bald strömten die Hunderte der Herren hinaus auf den hochummauerten Gefängnishof. Dort schlenderte man umher oder stand in Gruppen beisammen, einige machten sich Bewegung im Dauerlauf oder turnten unter der Leitung eines mitgefangenen Reichsdeutschen, andere benutzten die Gelegenheit, um ihre Paletots, Decken und Matrazen auszuklopfen, wobei dunkle Schmutzwolken sich erhoben, um die man in weitem Bogen herumging. Ein Gefühl der Schwäche in den Knien find wir die ganze Zeit über nicht losgeworden. Auch die schöne Krasnojarsker Luft, die wir auf dem 20 Minuten währenden Spaziergang gierig einatmeten, hatte uns nicht die alten Kräfte wiedergeben können. Hier muß ich mit Dank gegen Gott sagen, daß wir fast die ganze Zeit über das schönste Wetter gehabt haben. Von einigen kalten und stürmischen Tagen auf der Hinreise abgesehen haben wir doch in der ganzen Zeit uns einer milden Witterung erfreuen dürfen. In Krasnojarsk herrschte warmes Frühlingswetter, welches in diesem Jahr ganz ungewöhnlich früh eingesetzt hatte. Der Mittag, der auf den Spaziergang folgte, bestand in einer Suppe, die von den Herren aus der Gefängnis Küche in großen Eimern herbeigetragen wurde. Sie war sehr wäßrig, sehr stark gepfeffert, Kohlblätter,



Kartoffel, Grütze und Lorbeerblätter schwammen in ihr herum, trotzdem haben wir sie mit Appetit gegessen, nur durfte man an ihrer unaussprechlichen Schmutzfarbe nicht Anstoß nehmen; sie konnte nur aus Bechern, aber nicht aus Gläsern genossen werden. Brot und geräucherter Speck, der manchmal leider etwas roh war, vervollständigten den Mittag. In der Fastenzeit erhielten wir, zum Glück aber nur einmal, eine mit Öl gekochte, entsetzlich riechende und schmeckende Fastensuppe; damals blieben wir alle hungrig. Außer der Suppe verabfolgte die Gefängnisverwaltung uns sogenannte Portionen; die bestanden in  $\frac{1}{4}$  Pfund Fleisch à Person, aber die bestimmungsgemäße Ration erhielten wir nur die 2 ersten Tage, später wurden uns statt dessen Knochenstücke, Haut, Fett und Sehnen vorgelegt, die man nicht einmal einem Hunde vorwerfen würde. — Der lange Nachmittag verstrich besonders langsam und wurde angenehm unterbrochen durch den 5 Uhr-TEE, zu dem uns wieder heißes Wasser aus der Gefängnis Küche verabfolgt wurde. Laut Gefängnisreglement sollte das die letzte Mahlzeit sein, denn der offizielle Tageslauf schloß mit Schlag 6 nachmittags. Kurz vor 6 Uhr erschien der Oberschließer mit der riesigen Fellmütze und sein Gehilfe, wieder bewegte sich der gekrümmte Mittelfinger, wieder wurde das Resultat konstatiert: 20. Dann machte der Gewaltige kehrt und schob ohne Gruß ab. Kaum war er fort, so wurde die Tür geschlossen und konnte bis 6 Uhr morgens nicht mehr geöffnet werden. Um daraus notwendigerweise sich ergebenden Übelständen vorzubeugen, war in die Zelle hineingetragen ein Ding, das den wunderschönen Namen „Parascha“ oder in der Zärtlichkeitsform: „Paraschka“ führte. Es war ein gewaltiger Eimer, von innen geteert, mit einem meist schlecht schließenden Deckel. Dieses Schensal hat uns, besonders seitdem unser hypermangan-saures Kali verbraucht worden war, manche für unsere Geruchsnerven qualvolle Stunde bereitet; immerhin, es war ein nicht zu entbehrendes Inventarstück des Gefängnisses. Kurz vor der Kontrolle waren die Nachtlampen in die Zellen gebracht worden. Die Lampe, natürlich ein Flachbrenner, wurde in ein von der Decke herabhängendes Drahtgestell befestigt, gab aber so spärliches Licht, daß man bei ihrem Schein nicht lesen konnte. So drohten die Stunden bis zum Schlafengehen die langweiligsten zu werden. Da war es ein glücklicher Gedanke, die Zeit von  $\frac{1}{2}$  7 bis 8 auszufüllen mit Vorträgen und Diskussionen. Wir rückten zusammen auf unseren Lagerstätten, machten es uns



so behaglich, wie möglich, und die gemüthlichste Stunde des Tages begann. Jeder mußte aus dem Schatz seines Wissens etwas zum Besten geben; eine ganze Reihe von Vorträgen sind in unserer Zelle gehalten worden. Ich will nur einige Themata nennen: „Die Aufgabe des deutschen Vereins in der deutsch gewordenen Heimat“. „Über Korporationen und Klubs“. „Über innere Mission“. „Über Moorkultur“. „Über die Unterscheidungslehren der christlichen Konfessionen“. „Über die Forstwirtschaft in Deutschland“. „Über Eisenbahnbau“ u. a. m. Als die Themata, über welche die eigenen Zellengenossen verfügten, erschöpft waren, wandten wir, nach berühmten Mustern, die Methode des „Professoren-austausches“ an. Es kamen Gäste aus anderen Zellen zur Abendstunde in unsere Zelle herüber, hielten ihren Vortrag und mußten dann schon die Nacht bei uns bleiben. So habe auch ich in Zelle 1 und 3 gastiert und, was ich nicht unerwähnt lassen will, habe dort die ausgiebigste Gastfreundschaft genießen dürfen: ich erhielt 2 Stücke Zucker! und mehrere Stücke Speck. An unsere „Vorträge“ knüpften sich anregende Gespräche, so daß diese Abendstunden zu den liebsten Stunden des Tages gehörten, besonders, da uns noch eine Freude am Tage bevorstand: das Abendessen; es bestand aus Brot, Butter, Speck und dem vom Nachmittag übriggebliebenen kalten Tee. Später konstruierten findige Köpfe aus einem Koffer mit Hilfe einiger Decken eine Art Kochkiste, so daß wir den Tee in heißem Zustande zu uns nehmen konnten. Ungefähr um 9 Uhr fand die Abendandacht statt. Dann machte man es sich so bequem, als es auf den Bretterdielen möglich war. Ich schlief sehr schnell ein, erwachte aber meist um 12 oder 1 Uhr, in den besten Fällen um 2 Uhr, und dann lag ich wach bis  $\frac{1}{2}$  6 Uhr, wo alle geweckt wurden. Die Nacht war also nicht mein Freund, nie in meinem Leben habe ich so wenig geschlafen. Unsere Zelle war dermaßen überfüllt, daß ein Gefängnisbeamter, der uns einmal inspizierte, meinte, daß es so nicht weiter ginge und eine Abhilfe notwendig sei. Natürlich blieb es beim alten; die Gefängnisverwaltung konnte sich ja nicht einmal dazu aufraffen, den Kleiderhalter wieder an die alte Stelle annageln zu lassen, obwohl wir mehrfach darum baten; schließlich taten wir es selber und, da wir keine Nägel hatten, mit Hilfe eines Holzpflockes.

So verliefen die Tage, und in diesem Rahmen haben wir noch so manches erlebt, Trauriges und Heiteres. Ein schwerer Schlag für uns alle war es, als wir die Nachricht erhielten, daß



am dritten Tage nach unserer Ankunft einer unserer Leidensgenossen, Landrat Baron Hohningen-Huene, im Lazarett gestorben war. Er hatte die Strapazen der Reise nicht ertragen können, schon in Reval war er krank gewesen. Einsargung und Beerdigung sind in aller Stille vom örtlichen Pastor vollzogen worden, ohne irgend eine Beteiligung von unserer Seite, sogar der eigene Sohn und der Schwiegersohn, die in den Zellen interniert waren, erhielten keine Erlaubnis, ihrem Vater die letzte Ehre zu erweisen. — Als wir eines Tages durch das freundliche Entgegenkommen eines Schließers zu einer gemeinsamen Andacht auf den Korridor herausgelassen waren und der Choral von mehreren hundert kräftigen Männerstimmen ertönte, erschien plötzlich und unerwartet der Gefängnis-Kommissar; manche wollten die Abendandacht schnell unterbrechen, ich hielt sie jedoch ruhig weiter, währenddessen der Kommissar im Hintergrunde stand mit entblößtem Haupte. Den uns gefälligen Schließer hat er wegen Kompetenzüberschreitung entlassen. Seitdem haben wir unsere Andachten immer nur in den einzelnen Zellen halten können.

Eines Tages wurden ganz unerwarteterweise alle Gittertüren der Zellen geöffnet und sollten so bleiben; es wurde gestattet, ungehindert von Zelle zu Zelle verkehren zu dürfen. Eigentümlicher Weise war die erste Reaktion auf diese Vergünstigung der von allen Zellen angenommene Beschluß, daß zwischen 12 und 3 Uhr keine Besuche gemacht werden durften, so groß war das Bedürfnis nach Stille. Doch diese Vorsorge war überflüssig, denn schon am folgenden Tage wurde die Vergünstigung wieder zurückgenommen; wie wir hörten, hatten Gefangene in dem Gebäude gegen diese Vergünstigung protestiert, und der Gefängnis-Kommissar hatte diesem Proteste nachgegeben. Wir wurden nun strenger gehalten, als politische Gefangene gehalten zu werden pflegten; bestimmt hat im Krasnojarsker Sowjet ein starkes Vorurteil gegen uns geherrscht, und es liegt ja wohl auf der Hand, daß die estnischen roten Gardisten gegen uns Stimmung gemacht hatten. Diese Halunken mit ihren Kommissaren an der Spitze haben sich noch lange in der Stadt umhergetrieben.

Der 16. März brachte uns eine Überraschung. Eine Kommission des schwedischen Konsulats erschien in unserem Korridor, um sich nach den deutschen Reichsangehörigen in unserer Mitte umzusehen und deren Freilassung zu beschleunigen. Es gab deren

im ganzen vier. Unter den Herren der Kommission befand sich ein Bekannter, Baron Bodo Schilling. Natürlich kannte er keinen und keiner durfte ihn kennen, aber wir freuten uns alle, ihn zu sehen, denn wir fühlten, wie die Heimat suchend ihre Hand nach uns ausstreckte. Zu wieviel Dank sind wir doch dem schwedischen Konsulat verpflichtet! Es hat uns in seinen Schutz genommen, und bald erfuhren wir auch eine tatkräftige Hilfe. An einem Sonntag (17. März) wurde in den Korridor Nr. 5 eine umfangreiche Sendung von Liebesgaben hereingesandt, vermittelt durch Fr. von Stryk; wie man uns mitteilte, waren sie dem Depot der österreichischen Liebesgaben entnommen, das vom schwedischen Konsulat verwaltet wurde. Die Sendung enthielt Tabak, Seife, Bettdecken, Taschentücher, Handtücher, Unterhosen und Hemden. Wie ich schon erwähnte, waren ja viele in einer bedrängten Lage, da sie beim Ausbruch vom Bahnhof in das Gefängnis alle ihre Habe verloren hatten und genötigt waren, ihre schwarz gewordene Wäsche weiter zu tragen.

Wie taten uns doch diese Zeichen der Liebe wohl, nachdem wir so viel Haß erlebt hatten! Auch sonst haben wir herzliche Teilnahme im Gefängnis erfahren von seiten der kleinen deutschen Kolonie in Krasnojarsk. Da ich ja zum zweitenmal als Verbannter in Krasnojarsk weilte, hatte ich hier schon mehrere Bekannte, und diese hatten von meinem Aufenthalt im Gefängnis erfahren und schickten mir eines Tages einen Korb, angefüllt mit herrlichen Rummelkuchen, dazu ein großes Stück Wildpastete. Ich notierte in mein Notizbuch: „Lukullisches Abendessen: Wildpastete, Käsestückchen, Baranki, Butter und Brot“, das war ein Festschmaus! (Baranki sind eine Art Wasserkringel, meistens steinhart.)

Eine besondere Freude war es uns, als wir hörten, daß Herr von Sivers wieder in Krasnojarsk eingetroffen sei. Nach unserer Ankunft hatte er von dem Sowjet den Befehl erhalten, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen; er gehorchte, kehrte aber bald wieder zurück, hielt sich einige Tage im Krasnojarsker Konzentrationslager auf, wo er von den dort internierten deutschen Offizieren in der lebenswürdigsten Weise aufgenommen worden war. Er hat uns als schwedischer Kommissar bis über die russische Grenze begleitet. Wir schulden ihm und der barmherzigen Schwester bleibenden Dank! So fehlte es nicht an anregenden Erlebnissen, die dazu beitrugen, unsere Stimmung auf



der Höhe zu halten, und die war im ganzen eine recht zuversichtliche, denn wir hatten im Gefängnis gehört, daß der Friede wirklich am 17. März ratifiziert worden war, und daß unter den Friedensbedingungen ein Punkt existierte, laut welchem alle Verschleppten die Erlaubnis zu ungehinderter Rückkehr in die Heimat erhalten sollten. So schien doch unsere Zukunft zu unseren Gunsten entschieden zu sein. Das einzige Bedenken bestand wohl darin, daß der Krasnojarsker Sowjet möglicherweise den Friedensschluß nicht anerkennen und dann seine eigene Politik mit uns treiben werde, aber dieses Bedenken war uns von vornherein genommen worden durch einen Brief, den ich vom örtlichen Pastor Reichwaldt erhielt, und der mir auf heimlichem Wege im Gefängnis zugesteckt wurde und die Mitteilung enthielt, daß er, Pastor Reichwaldt, sich persönlich davon überzeugt habe, daß sich der örtliche Sowjet ganz objektiv zu uns gestellt habe, an unserem Hiersein in keiner Weise interessiert sei und nur auf die Anordnungen der Moskauer Regierung warte. Nachher habe ich aber erfahren, daß der Sowjet uns gegenüber keineswegs jene sachliche Stellung eingenommen hat, doch darüber später. Nach alledem ist es begreiflich, daß wir der Ansicht waren, unsere Freilassung sei nur eine Frage von einigen Tagen; die Stimmung war eine gute und das kam zum Ausdruck in den vielen deutschen Liedern, die in den Zellen angestimmt wurden und durch den Korridor hallten. Wir hatten ein ausgezeichnetes, mehrfach besetztes Männerquartett, und eines der beliebtesten Lieder war das in unserer Heimat so bekannte: „Deutsche Worte hör ich wieder“. Was hätten unsere Deutschenfresser aus der Vorrevolutionszeit, die sich über die deutsche Vergewaltigung Rußlands beklagten, dazu gesagt, daß dieses Lied in einem russischen Gefängnis ertönen durfte! Wie ich schon erwähnte, war unsere Auffassung der Lage doch wohl eine zu optimistische gewesen, aber es ist ein Glück, wenn man das Schlimmste erst nachträglich erfährt. So hörten wir erst später, wie feindselig einzelne Persönlichkeiten des Krasnojarsker Sowjets über uns gedacht hatten, mir hat es die Schwester von Stryk selber erzählt, daß es ihr nach vielen vergeblichen Versuchen endlich gelungen war, bei dem Oberkommissar Weinbaum eine Audienz zu erlangen. Er empfing sie mit den lieblichen Worten: „Ich bedauere lebhaft, daß Ihre Herren nicht alle an Ort und Stelle sofort erschossen worden sind!“ Dieser Mann war ein Jude. Auch folgendes hörte ich erst auf



der Rückreise, daß tatsächlich der Plan vorgelegen habe, uns theils in die Bergwerke, theils an das Eismeer zu verschicken oder in die unwirtlichen Gegenden der Angara. Wie ernstlich diese Pläne erwogen worden sind oder ob es sich hier nur um einige belanglose Privataußerungen übelwollender Persönlichkeiten handelte, kann ich nicht feststellen, jedenfalls können wir nicht dankbar genug dafür sein, daß wir so unangenehme Dinge nicht im Gefängnis erfahren haben. War es doch auch ohnehin manchmal schwer genug, den Kopf aufrechtzuhalten; denn unsere Freilassung ließ auf sich warten, und außerdem drängte sich der Zweifel in den Vordergrund, ob der hiesige Sowjet sich auch wirklich den Vorschriften aus Moskau fügen werde. Einige Tage nachdem wir von der Ratifikation des Friedens gehört hatten, wurde uns ein Zettel eingehändigt, auf dem die Worte mit Bleifeder geschrieben standen: „Gott allein ist unsere Hoffnung.“ Er stammte von Fr. von Stryk und war ursprünglich an ihren Vater gerichtet; diese Notiz rief nun die allerdenkbarsten und undenkbarsten Auslegungen hervor. Was mochte damit gemeint sein? Worauf basierte diese deprimiert klingende Bemerkung? Da gab es wohl einige, die den Mut sinken ließen und meinten, wir müßten uns auf eine monatelange Haft gefaßt machen. Sichere Nachrichten hatten wir nicht, wir lebten von Gerüchten, die teilweise von außen ins Gefängnis gedrungen, teilweise in unserer Mitte entstanden waren. Am Vormittag des einen Tages ist allgemein davon die Rede: „Es steht fest, wir kommen bald frei“, am Nachmittag dagegen erzählt es einer dem anderen: aus zuverlässiger Quelle verlautet, daß wir noch lange warten müssen! Es ist ja zu begreiflich, daß das Warten in Ungewißheit die Empfänglichkeit für allerlei Gerede und Gerüchte aufs äußerste gesteigert hatte, und um so mehr ist anzuerkennen, daß die meisten sich bemühten, nach außen hin eine immer gleichmäßige und gefaßte Haltung zu bewahren. Nicht hoch genug ist die Selbstdisziplin zu schätzen, mit der man die Nerven in seiner Herrschaft hat und dadurch sich und anderen das Leben in schwerer Lage bedeutend erleichtert. Das Schwarzsehen oder, wie wir es nannten, das „Unken“ erschwert auch dem Tapfersten das Ertragen von Ungemach. So muß in solchen Lagen der Pessimist seine schwarzen Gedanken für sich behalten; das Unken nützt niemandem, und schließlich haben doch die Optimisten recht gehabt, und das haben wir erfahren am 27. März.



An diesem Tage befand ich mich zum Besuch in der Zelle Nr. 4, wo ich einer Schachpartie zuschaute, als irgend jemand vom Korridor durch die Gittertür hereinrief: „Wir sind frei!“ Keiner äußerte seine Freude, der Anruf brachte keine Bewegung hervor, wir hatten uns allmählich mehr und mehr daran gewöhnt, weder auf angenehme noch auf unangenehme Nachrichten sichtbar zu reagieren. Als aber im Korridor Bewegung und Lärm zunahmen, steckte diese Unruhe auch uns an. Ich kehrte zurück in meine Zelle, um Genaueres zu erfahren, und da kommt auch schon der schwedische Kommissar Herr Zeunert und teilt uns mit: „Meine Herren, ich kann ihnen die frohe Nachricht bringen, daß Sie alle frei sind. Nach 4 bis 5 Tagen werden Sie von hier ausbrechen.“ Nun aber brach die Freude mit Macht durch. Man schüttelte sich die Hände, fiel sich in die Arme, beglückwünschte sich. Daß unsere Befreiung irgendwie eine Feier nach sich ziehen werde, stand uns allen fest; dazu mußte jeder das Lied „Nun danket alle Gott“ auswendig kennen. Daher wurde der Wortlaut dieses Liedes in allen Zellen abschriftlich verbreitet und auswendig gelernt. Eine gemeinschaftliche Abendandacht hatten wir an diesem Abend freilich noch nicht, aber in später Stunde, als alle Zellentüren bereits verschlossen waren, stimmte eine Zelle nach der anderen einen Choral an; aus einer Zelle ertönte: „Lobe den Herren, den mächtigen König“, aus einer anderen das neugelernte: „Nun danket alle Gott“, auch die „nicht singenden“ Zellen wollten nicht zurückbleiben und sangen so gut oder schlecht wie es ging. — Also 4 bis 5 Tage mußten wir hier noch ausharren! Doch unser Schließer versicherte, daß wir schon am folgenden Tage ausbrechen würden, und wir glaubten ihm gern, denn wir hatten die Erfahrung gemacht, daß manche seiner Voraussagungen eingetroffen waren; auch diesmal sollte er recht behalten. Der Ausbruch selbst sollte unerwartet und überraschend eintreten, galt doch von fast allen Wendungen unseres Schicksals, daß sie anders eintraten, als man erwartet hatte. Als am folgenden Tage der „Korridor Nr. 5“ sich draußen im Gefängnishof im schönsten Sonnenschein erging, ereilte uns wie der Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht: „Nach zwei Stunden brechen wir auf!“ Der Spaziergang wurde sofort unterbrochen, denn es galt sein Bündel zu schnüren. Eine allgemeine Unruhe herrschte, ich glaube, wir haben an diesem Tagen keinen Mittag gegessen, wir begnügten uns mit Butter und Brot, das wir noch in der Zelle übrig hatten.



Dann hieß es, erst um  $\frac{1}{25}$  Uhr würden wir auf den Bahnhof geführt werden. Wir waren aber schon längst reisefertig und warteten, und dieses Warten wird nun von Stunde zu Stunde unerträglicher; da konnte man sehen, wie nervös die Leute geworden waren. Das wilde Gerücht eilt durch die Menge, daß wir überhaupt nicht mehr fort werden, man habe alles widerrufen, man werde uns mit Gewalt zurückhalten. Es war ja immerhin auffallend, daß wir nicht fort kamen, und schon hatte die Nacht begonnen. Was mag nur der Grund der Verzögerung sein? Endlich, endlich, um 12 Uhr nachts wird das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Erst verläßt der Korridor Nr. 6, d. h. die Dorpater Gruppe, das Gefängnis, während wir im Korridor Nr. 5 neben und auf unserem Gepäck sitzend warten, bis die Reihe an uns kommt, und wieder warten wir stundenlang, während die Dorpater Gruppe unten im Hof vor der verschlossenen Gefängnispforte stehen muß. Aber auch diese Wartezeit nimmt ein Ende und endlich haben wir die Gefängnismauern verlassen. Gott sei Dank! Es ist Nacht, der Mond steht am Himmel, in der Ferne erheben sich die Berge, welche die Umgebung der Stadt so reizvoll machen, und durch die schlafende Stadt setzt sich der Zug in Bewegung, geleitet von russischer roter Garde. Nach einer stundenlangen Wanderung kommen wir an derselben Stelle an, wo wir vor  $2\frac{1}{2}$  Wochen die Waggons verlassen haben, dort erwartet uns ein Zug, der, ebenso wie der frühere, aus Güterwagen besteht. Auf dem Bahnsteig treffe ich mit alten lieben Bekannten zusammen, die ich während meiner ersten Verbannungszeit kennengelernt hatte; da ist mein lieber Pastor Reichwaldt, Herr Oberlehrer Jäger mit seiner Frau und Schwester, Herr von Brümmer nebst Frau, sie alle hatten es sich nicht nehmen lassen, trotz der späten Stunde uns noch in Krasnojarsk zu begrüßen und gleichzeitig ein Lebewohl zuzurufen. Ich freute mich, die lieben Menschen wiederzusehen, die das ihre getan hatten, um uns während der Gefangenschaft Freude zu bereiten. Möchte es ihnen vergönnt sein, das fremde Land mit der deutschen Heimat bald vertauschen zu können; dahin geht ihre Sehnsucht. Um  $\frac{1}{4}$  Uhr morgens gibt es plötzlich einen Ruck, die Puffer schlagen aneinander, die Ketten rasseln und der Zug setzt sich in Bewegung. Gott sei Dank, wir kommen wirklich fort, es geht heimwärts, noch können wir es gar nicht fassen, wir fahren unserer deutschgewordenen Heimat zu!



IV.

## Deutschland, Deutschland über alles!

Die rechte Vorfreude kam noch nicht zum Ausbruch, dazu drohten auf der langen Reise doch noch zu viel Beschwerden und Gefahren. In diesem Bewußtsein hatten wir, ehe wir das Gefängnis verließen, eine gemeinsame Abendandacht gehalten, welcher der 121. Psalm zugrunde lag: „Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit.“ Immerhin war die Stimmung eine gehobene, fühlten wir uns doch schon beinahe als freie Leute. Der Zug, der uns auf dem Bahnhof erwartete, bestand aus drei Wagen dritter Klasse für die Kranken und Alten unter uns und einer Menge Güterwagen. Jeder hatte seine mit Kreide aufgezeichnete Nummer. Nummer 14 hieß der Kommandantenwagen, wo unsere von uns erwählte Obrigkeit untergebracht war. Unsere Kommandantur bestand aus dem Vorsitzenden Adam von Gernet, dem Gehilfen des Vorsitzenden H. von Bruemmer und den Herren A. von Roth, O. von Lilienfeld und A. von Stryk-Röppo. Nummer 1 war der Proviantwagen, der unter der Aufsicht des Herrn von Dehn-Mödders stand. Auch Herr von Sivers reiste in diesem Wagen, war er doch derjenige, welcher mit Beschaffung von Proviant betraut war, denn seit unserer Verabung durch die roten Gardisten auf der Hinfahrt waren wir sowohl im Gefängnis wie auf der Rückreise angewiesen auf Hilfe der Schweden, die uns in so reichem Maße zuteil geworden ist. Ein Teil der nötigen Reisevorräte war bereits in Krasnojarsk besorgt, der Hauptteil sollte aber erst in Omsk eingefrachtet werden. Für unsere Verpflegung ist wirklich aufs beste gesorgt worden. Außerdem konnten wir in den ersten Tagen ungehindert kaufen, was bei den Stationen ausgeboten wurde; so wurden in Atschinsk, wo wir den ersten längeren Aufenthalt hatten, reichlich Eßwaren feilgeboten: Milch, Honig, Fleisch, Gurken u. s. w. Dort haben wir uns nach der wochenlangen einförmigen Kost einmal ordentlich sattessen können. Dieser Aufenthalt gehörte zu den interessantesten von all den zahllosen stunden- ja tagelangen Fahrpausen, durch welche unsere Reise um mindestens 1½ Wochen verlängert worden ist, denn dort trafen wir zum ersten Mal mit den Herren der Dorpater Gruppe zusammen und konnten unsere Bekannten begrüßen und die

gemachten Erlebnisse austauschen. Dort traf ich Landrat Stadelberg und Dr. Seraphim, welche beide gleich mir nun zum zweiten Mal in Sibirien gewesen waren. Später ist uns durch die rote Garde das Ankaufen von Lebensmitteln untersagt worden, wahrscheinlich deshalb, weil den vielen von der Front heimkehrenden Soldaten die Vorräte nicht vorweggenommen werden sollten. Die Gardisten, die uns begleiteten, waren fast ausnahmslos Russen, zum Teil liebenswürdige, umgängliche Leute; wir mußten uns allerdings damit zufriedengeben, daß wir noch immer als Arrestanten angesehen wurden, aber die Behandlung war doch eine ganz andere als vorher. Die Waggontüren blieben immer geöffnet, wir konnten von Waggon zu Waggon verkehren soviel wir wollten, die Aufsicht war keine strenge, man kümmerte sich im ganzen wenig um uns, auf gute Disziplin achteten wir selbst und unser Waggon Nr. 14. Wir hörten, daß die Begleitmannschaft die strenge Weisung erhalten hatte, uns unverfehrt in Moskau der dortigen Regierung abzuliefern.

Am 30. März waren wir am Morgen in Taiga, am Abend in Nowo-Nikolajewsk, wo wir 12 Stunden stehen mußten. Dieser Ort ist als Ausfuhrort für sibirische Butter weltbekannt und hier haben wir allein für unseren Waggon  $1\frac{1}{2}$  Pud Butter aufgekauft. Dem reichlichen Buttergenuß verdanken wir es, daß wir verhältnismäßig wohlgenährt in der Heimat ankamen, gab es doch gewaltige Butterschnitte zum Brot. Am 1. April langten wir in Omsk an. Wohl jeder hatte beim Eintreffen in der Stadt ein recht unbehagliches Gefühl, denn wir hatten davon gehört, daß Omsk eine Hochburg des Bolschewismus sei. Werden wir Omsk ungehindert passieren dürfen? Ausgesprochen hat, in unserem Waggon wenigstens, keiner diesen Gedanken, erst nachdem wir die Stadt hinter uns hatten, merkte man an der mit einmal einsetzenden guten Laune, woran alle im stillen gedacht hatten. Wir vertrödelten auch hier eine Menge Zeit. Zum Teil war dieser Aufenthalt ja notwendig, weil wir für die vor uns liegenden Reisewochen die nötige Quantität an Brot, Butter, Wurst, Speck aufnehmen mußten. Die Vorräte waren schon von Krasnojarsk aus telegraphisch bestellt worden und wurden hier an die Bahn herangefahren, wobei die Verladung in den Proviantwagen von den jüngeren Herren besorgt wurde. Mit großen Bröten beladen oder mit Kränzen von Barankis umwickelt und behängt arbeiteten sie im Schweiß ihres Angesichts stundenlang. In dieser endlos langen Wartezeit gewannen wir eine



Bestätigung für den schlimmen Ruf, in welchem Omsk als Bolschewikennest stand. Es wurden nämlich in unseren Wagen mehrere Exemplare einer deutschen Zeitung „Wahrheit“, die in Omsk erscheint, geworfen. Dieses Blatt erwies sich als ein Bolschewikenblatt rötester Observanz. Das Traurige dabei ist aber die Tatsache, daß die rote Pest auch auf die österreichischen Kriegsgefangenen übergegriffen hatte, von denen es in Omsk mehrere Tausende gibt.

Aus den Artikeln dieses Schandblattes ging hervor, daß die Gefangenen ihre regelmäßigen Zusammenkünfte, Theatervorstellungen und Parteitage haben, sich also leidlich frei bewegen können, und vor allem, daß unter allen Kriegsgefangenen eine energische Propaganda betrieben wird. Die bolschewistischen Kriegsgefangenen nahmen selbstverständlich eine bevorzugte Stellung ein. So machte unter anderem der Sowjet bekannt, daß infolge von Arbeitsmangel alle angestellten Kriegsgefangenen ihre Stellung verlieren müßten, ausgenommen diejenigen, welche zur Fahne des Bolschewismus geschworen hatten. In russischen Zeitungen hatten wir oft Schmähartikel gelesen über Germanentum, Imperialismus, deutsche Siege und den deutschen Frieden. Dieselben Ausfälle aber in deutscher Sprache zu lesen, war unaussprechlich widerlich; sie soll nicht dazu mißbraucht werden, Ideale mit Schmutz zu bewerfen.

Diese österreichischen Kriegsgefangenen sind die eigentliche Gefahr für uns gewesen, nicht der örtliche Sowjet und ebenso wenig die estnischen oder lettischen Fabrikarbeiter, die aus der Heimat hierher evakuiert worden waren. Wir waren recht froh, als wir um Mitternacht das ungemütliche Omsk verließen und wir den Weg über Tjumen nach Jekaterinburg einschlugen. Auf dieser Strecke wurde unsere Geduld mehrfach auf harte Proben gestellt, denn endlos lange mußten wir auf den Stationen warten, besonders dort, wo ein Wechsel der Lokomotive und der Bedienungsmannschaft des Zuges stattfand. Jedesmal durchzuckte uns ein befreiendes Gefühl, wenn nach längerem Warten ein Ruck durch den Zug ging: endlich hat sich eine Lokomotive vorgepannt, der Zug setzt sich in Bewegung; bei allen lebt die gute Laune wieder auf; und dann — wie oft! — war es nur eine manövrierende Lokomotive gewesen, die uns auf ein totes Geleise schob; nun konnten wir erst recht lange warten. Oh, dieses Warten! Es war ja nicht die Langeweile, nicht das Bewußtsein, viel Zeit unnütz zu verlieren, was uns drückte, wir waren

von einer ganz berechtigten Sorge erfüllt, nämlich der Sorge, es könne ein unerwarteter Umschlag in den politischen Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland, der durchaus im Bereich der Möglichkeit lag, eintreten, und der hätte für uns die schlimmsten Folgen gehabt. Während auf der Hinreise ein oft ungerechtfertigter Optimismus die Stimmung hob, wurde auf der Rückreise die frohe Erwartung immer wieder durch Mißtrauen niedergedrückt. So beschlich uns alle ein ungemütliches Gefühl, als wir in Perm einfuhren, hatten wir doch von den verschleppten Bürgern Wendens gehört, daß sie auf ihrer Heimreise vom Permischen Sowjet aufgehalten und wieder nach Jekaterinburg zurückgeschickt worden waren. Nach allem, was wir erlebt hatten, war der Gedanke an ein Zurückgeschicktwerden ein kaum zu ertragender. Tatsächlich hatte der Permische Sowjet Böses im Schilde geführt, doch wurde das Verhängnis abgewendet durch die Regierungsvollmacht, welche unser Kommissar vorstellte und welche derart abgefaßt war, daß sie alle Hindernisse aus dem Wege räumte, ja, wir erhielten sogar schneller, als wir erwartet hatten, eine Lokomotive, sie wurde geraubt, d. h. einem vor der Station stehenden Passagierzuge, der vor uns hätte abfahren sollen, weggenommen und unserem Zuge vorgespannt. Ein solches Eingreifen zu unseren Gunsten war nur deshalb möglich, weil die Moskauer Regierung kategorisch verlangt hatte, uns so schnell wie möglich in Moskau abzuliefern. Wie glücklich waren wir, als wir Perm hinter uns liegen sahen!

Wenn man aus dem Fenster blickte, mußte man staunen über die unwahrscheinliche Länge unseres Zuges; er bestand dazwischen aus 70 Waggons; das erklärt sich dadurch, daß eine große Menge Proviantwaggons mit unserem Zuge nach Moskau transportiert wurden und gleichsam unter unserem Schutz fuhren. Es war nämlich in der Regel unmöglich, Proviant aus Sibirien, das noch gut versorgt war mit Brot, Butter und Fleisch, in das Europäische Rußland, wo bitterste Not herrschte, zu transportieren. In den Gouvernementsstädten, z. B. Perm, Wjatka, Wologda, wurden die durchfahrenden Züge untersucht und alle Lebensmittel einfach zurückgehalten. Je näher wir Moskau kamen, desto größer war der Mangel. In Moskau selbst sahen wir, wie Kinder die Reihe der Waggons absuchten nach



fortgeworfenen Brotrinden. Frauen, die offenbar bessere Tage gesehen hatten, baten um Brot oder verkauften Papyrus gegen Brostücke. Von diesem verzweifelten Zustande legten auch die entgegenkommenden Züge Zeugnis ab. Fast auf jeder größeren Station begegneten wir langen Zügen, die angefüllt waren mit Arbeitern und ihren Familien. An manchen Orten haben wir stundenlang zwischen solchen Zügen stehen müssen. Alle diese Leute waren auf der Flucht vor dem Hunger. Weniger häufig trafen wir Züge mit heimkehrenden Soldaten an, denn wie es scheint, waren die Truppen von der Front schon evakuiert. Irgendwo im Ural fuhr unser Zug neben einem solchen, der mehr als 500 Kinder mit sich führte. Ich weiß es nicht, ob es Kriegswaisen waren oder ob die Eltern die Kinder fortgeschickt hatten, jedenfalls befanden sich auch diese Kinder auf der Flucht vor dem Hunger; obwohl sie unter der Aufsicht einiger Lehrer und Lehrerinnen fuhren, gewann man doch den Eindruck, daß sie schlecht versorgt waren. Brot hatten sie gar nicht. Aber unsere roten Gardisten bewiesen, daß selbst bei Bolschewiken eine Art Wohltätigkeit Raum finden kann. Sie wurden auf billige Weise die Wohltäter jener Kinder, indem sie aus unserem Proviantwagen eine Gabe von 500 Rubeln und ein Geschenk von 5 Pud Butter zum Besten der armen Kinder verlangten. Erzwungene Wohltätigkeit bereitet dem Geber keine Freude. Immerhin mußte man mit den armen Kindern Mitleid haben, man erzählte, daß bereits 50 unterwegs verlorengegangen wären. Was wird aus den übrigen in Sibirien werden?!

Noch eine Klippe galt es zu umschiffen, das war Moskau. Dorthin mußten wir. Warum schickte man uns nicht geradeswegs über Gatschina und Narva nach Hause? Warum ging es nicht bei Pleskau über die Grenze? Daß wir noch einen Umweg über Moskau machen mußten, ärgerte uns nicht wenig. Im stillen hofften wir, daß der Sowjet ein Einsehen haben werde und uns den Hafen Wologda-Jaroslavl-Moskau schenken werde; jetzt sage ich, es war ein Glück, daß uns dieser Umweg nicht erspart wurde, damals aber waren wir sehr enttäuscht, als wir kurz vor Wologda nach Jaroslavl abbogen und dann von Jaroslavl nicht nach Norden, sondern südwärts nach Moskau fuhren. Verlorene Tage! Waren wir doch schon elf Tage unterwegs und recht reisemüde.

Auf dieser ganzen Strecke vom Ural an bis Moskau sind wir beständig von einer ernststen Gefahr bedroht gewesen. Worin



diese bestand, zeigten uns die an vielen Stellen aus dem Geleise gesprungenen Waggons, von denen nicht wenige ganz zertrümmert waren. An einer Stelle sah ich übereinander getürmte Güterwagen, die den Bahndamm hinuntergerollt waren; nach der Häufigkeit derartig verunglückter Waggons zu schließen, mußten Eisenbahnunfälle wohl zu den alltäglichen Dingen gehören. Diese Annahme fand ich später bestätigt in einer Zeitungsnotiz. Im Bjatfaschen Gouvernemeys fuhrn wir versteperte Strecken im Schnecken-tempo, weil der vom Tauwasser unterwühlte Bahndamm die äußerste Vorsicht gebot. Das ganze Eisenbahnwesen lag darnieder. Auf jeder größeren Station gab es eine Menge ausrangierter Lokomotiven, Klassenwaggons mit zertrümmerten Fenstern und Thüren, alle schmutzig und in verfallnem Zustande. Die Reisenden waren fast ausschließlich Soldaten und Arbeiter, besserem Publikum hin ich nicht begegnet unter den Reisenden. Es ist geradezu ein Wunder, daß wir trotz der herrschenden Unordnung ohne Unfälle die Reise zurückgelegt haben; nur einmal hinter Jaroslaw verursachte ein größerer Achsenbrand eine gewisse Aufregung. Zum Glück hatte er keine schlimmen Folgen. — Nachdem wir auf einer Station vor Moskau fast zwölf Stunden gewartet hatten, werden wir in dieser Stadt wieder auf ein Seitengeleise geschoben und die qualvolle Ungewißheit: wann kommen wir fort? stellt unsere Geduld auf die schwerste Probe. Endlich wird unser Zug auf die Nikolaibahn weitergeschoben und hier wird uns nun mitgeteilt, daß wir weder über Bjelogoje—Marva, noch über Bjelogoje—Pleskau die Heimat betreten werden, sondern den Weg über Orscha nehmen müssen. Der Moskauer Sowjet hielt es für zu gefährlich, uns über Bjelogoje zu expedieren, weil dort mehrere lettische Bataillone postiert waren, die in ihrem Deutschenhaß unserer Reise die unliebsamsten Hindernisse entgegenstellen konnten. Der Sowjet kannte seine Letten. In der Nähe des Nikolai-Bahnhofs erlebten wir nun einen zu Herzen gehenden Beweis schwedischer Gastfreundschaft. Auf der Verpflegungsstation für heimkehrende Kriegsgefangene wurden wir bewirtet mit einer kräftigen wohlgeschmeckenden Suppe und mit schönem Kaffee. Diese erfahrene Gastfreundschaft und die Aussicht, bald von hier fortzukommen, belebten die reisemüden Geister. Anfangs hieß es freilich, wir müßten 2—3 Tage in Moskau warten, weil das Umrangieren vom Nikolaibahnhof auf den Brestler Bahnhof mit so viel Schwierigkeiten verbunden sei, aber unsere schwedischen Freunde kannten ein



gutes Mittel, diesen Vorgang in kürzester Frist zu bewerkstelligen. Dies Mittel heißt: man schmiere nicht nur die Maschine, sondern auch den Maschinisten! das hilft bestimmt. So kam es, daß wir schon um 8 Uhr abends den Brester Bahnhof passierten. Freitag fuhren wir durch Smolensk und kamen um 2 Uhr mittags in Orscha an. Der Passagierbahnhof befindet sich in russischen Händen. Wir stiegen aus und verließen mit unserem Gepäck die Station, schleppten unsere Sachen etwa eine Werst weiter in der Richtung auf den Güterbahnhof, wo wir das deutsche Okkupationsgebiet betraten. Dort sahen wir die ersten deutschen Soldaten! Rußland lag hinter uns! Gott gebe für immer! Ein wunderbares Gefühl des Geborgenseins überkam uns. Auf einem freien Platz im Walde hatte sich eine Menge heimkehrender Zivilgefangener angesammelt, die dort lagerten und auf ihre Weiterbeförderung warteten. Wir waren in Orscha schneller eingetroffen, als man erwartet hatte, offenbar wußten die maßgebenden Persönlichkeiten, die den Transport der Heimkehrenden zu regeln hatten, nicht, wer wir waren. Wir fanden nicht die geringste Beachtung, mußten neben dem Bahndamm unser Gepäck niederlegen und es wurde uns bedeutet, daß wir hier auf den Weitertransport zu warten hätten. Keiner konnte uns sagen, wann derselbe stattfinden würde. Welchem Umstande wir es schließlich zu verdanken hatten, daß wir noch am selben Abend weiter expediert wurden, vermag ich nicht zu sagen. Gegen 7 Uhr abends wurden wir zu einem bereitstehenden Zuge geführt, der aus lauter Güterwagen bestand, die weder Ofen noch Pritsche besaßen; diesmal mußten 40 bis 50 in einen Waggon; das war schlimm, so unbequem hatten wir es auf der ganzen Reise noch nicht gehabt, keiner konnte sich ausstrecken, wer schlafen wollte, mußte es in sitzender Stellung versuchen. Ich zog es vor, mich auf der Plattform des Wagens auszustrecken, wo ich trotz der Kälte, gehüllt in meine warme österreichische Decke, einige Stunden habe schlafen können. Das nächste Ziel war Minsk. Doch da bei der direkten Verbindung die Eisenbahnbrücken gesprengt waren, konnten wir diese Stadt nur auf einem weiten Bogen über Mohilew-Slobin erreichen. Am 15. April erreichten wir Molodetschno, welches in unserer Erwartung als Entlausungsort bereits eine große Rolle gespielt hatte. Wir verließen den Güterzug und wurden in ein Barackenlager übergeführt. Hier trafen wir zusammen mit den aus Wenden Verschleppten, welche bereits 2—3 Tage vor uns

angekommen waren und noch immer nicht hatten weiterexpediert werden können. Wir wurden auf mehrere Baracken verteilt und erhielten im Speisehaus eine kräftige wohllichmeckende Soldatensuppe nebst Kaffee und Brot. Dieses Barackenlager war früher in russischen Händen gewesen und nun hatten die deutschen Soldaten viel zu tun, um Ordnung und Reinlichkeit hineinzubringen. Gräben wurden gezogen, Blumenbeete angelegt, Unrathausen mit Kalk bedeckt. Die deutsche Kultur hatte der ganzen Barackenstadt ihren Stempel bereits aufgedrückt, so daß man ganz gern einige Tage hier zubringen mochte, um sich von den Reisestrapazen zu erholen. Wir waren aber doch recht froh, als uns überraschenderweise am nächsten Morgen schon mitgeteilt wurde: „Alle Estländer können weiterfahren, zusammen mit den Herren und Damen aus Wenden.“ Gleich darauf hieß es: „Nein, die Dorpater dürfen fahren.“ Zuletzt wußte keiner wer eigentlich gemeint war. Viele schenkten dem Gerede keinen Glauben, andere hatten das Konzentrationslager verlassen und waren spazieren gegangen, alle diese sind zurückgeblieben, im ganzen gegen 70 Personen; wir übrigen hatten unser Gepäck schnell zusammengelegt und hatten, so gut es eben ging, in dem stark angefüllten Zuge Platz gefunden. Von der ganzen Fahrt, die uns über Wilna, Schaulen nach Mitau brachte, will ich nur eins erwähnen. Auf der ersten Station nach Überschreitung der kurländischen Grenze sammelte sich die vielhundertköpfige Schar auf einem Felde neben dem Bahndamm, wo Professor Sejemann einen kurzen, aber eindrucksvollen Gottesdienst hielt. Standen wir doch zum erstenmal auf dem Boden des deutschgewordenen Baltenlandes. Wie konnten wir da unseren Gefühlen anders Ausdruck verleihen, als indem wir Haupt und Herzen beugten vor dem starken und gnädigen Gott? Nachdem der Schluß-Choral verklungen war, verlas Landrat Stackelberg ein im Namen der Heimkehrenden an den deutschen Kaiser gerichtetes Telegramm, das folgenden Wortlaut hatte:

„S. M. dem Deutschen Kaiser.

Durch S. M. machtvolles Kaiserwort sind aus Sibiriens Kerker 500 baltische Deutsche erlöst wurden, welche glücklich in ihre von Deutschlands Waffen befreite Heimat zurückkehren. In ihrem Namen bitten wir unseren ehrfurchtsvollen Dank vor Ew. Majestät huldigend niederlegen zu dürfen, mit dem heißen Wunsche, auch unsere Kräfte der heiligen Sache des deutschen Reiches weihen zu können.“



Nach Verlesung des Telegramms stimmte die Versammlung begeistert an: „Heil Dir im Siegerfranz“ und „Deutschland, Deutschland über alles“.

In Mitau hatten wir 4 Stunden Aufenthalt. Die Zeit benutzte ich, um mit anderen einen Spaziergang in die Stadt zu machen. Den Entgegenkommenden fielen wir durch unser wildes Aussehen und die phantastische Kleidung auf. Unsere unrasierten Gesichter paßten ebenso wenig zum hellen Frühlingssonnenschein, wie die Felltiefel und Fellmützen zu dem warmen Frühlingswetter. In einem Laden, wo ich mir eine leichtere Mütze kaufte, traf ich mit einem schmucken deutschen Jäger zusammen, der mir erzählte, wie er als einer der ersten in Reval eingezogen war. Er schilderte die Begeisterung und den Jubel der Unseren. Daß wir diesen großen Augenblick nicht miterlebt hatten, wurde ja freilich von uns schmerzlich empfunden, daß wir aber durch unsere Verschickung Anlaß gegeben hatten zum beschleunigten Einmarsch der Deutschen und dadurch die Unseren aus Todesgefahr befreit hatten, das alles erfuhren wir erst viel später. Denselben Abend waren wir schon in Riga und am folgenden Morgen trafen wir in Hingenberg ein. Hier wurden wir auf ein Seitengeleise abgehoben, wo wir keinem der passierenden Züge mehr im Wege sein konnten: was nun weiter werden würde, das wußten weder wir noch der Bahnhofskommandant oder der Lokomotivführer; der Marschbefehl lautete eben nur bis Hingenberg, und hier konnten wir warten und vergessen werden. Die Herren waren schon recht nervös und ungeduldig geworden. Je näher wir der Heimat kamen, desto qualvoller wurde jeder Aufenthalt empfunden. Da ist es dann nicht weiter zu verwundern, daß ein Teil von uns, gegen 50 Herren, einen durchfahrenden Passagierzug kurz entschlossen bestiegen und ungehindert mit ihm abfuhr. Wir Zurückbleibenden, die wir unser Gepäck nicht so schnell bereitlegen konnten und für die auch kein Platz mehr da war, hatten nun das Nachsehen. Als sich nach einigen Stunden die Nachricht verbreitete, unsere „Deserteure“ wären schon vor Ramokly festgehalten worden, regte sich in uns ein Gefühl der Schadenfreude; glücklicherweise ist an diesem Gerücht nichts Wahres gewesen, jene 50 sind 24 Stunden vor uns angekommen.

Hier wurde die letzte Abendandacht gemeinsam mit den Dorpatensern auf dem Felde abgehalten. Aus vollem Herzen erklang der Choral: „Nun danket alle Gott“ und es kam uns allen aus

der Tiefe des Herzens, als wir in das Abendgebet den deutschen Kaiser und das deutsche Vaterland einschlossen. Die Sonne war untergegangen. Silhouettenhaft hob sich der Wald vom hellen Horizont ab, am Himmel stand der Mond und auf dem Felde flammten Feuer auf. Dieser stimmungsvolle Abend erhielt noch eine besondere Weihe durch die vielen schönen deutschen Lieder, die unser mehrfach besetztes Männerquartett in die stille Nacht hinausfliegen ließ. Deutsche Soldaten hatten sich zu uns gesellt, freuten sich an den wohlbekannten Liedern und stimmten auch ihrerseits im Chor manches Soldatenlied an. Noch an demselben Abend erfuhren wir, daß die Erlaubnis zur Weiterbeförderung erwirkt worden war. Am Morgen früh trafen wir in Ramogky ein, wo wir zum letztenmal die deutsche Gastfreundschaft genossen, mit einer kräftigen, wohlschmeckenden Soldatensuppe, mit Brot und Marmelade bewirtet wurden. Dann stiegen wir um in einen anderen Zug, der uns nun bis an das Ziel bringen sollte. Die Geduldsprobe hatte ein Ende, vorwärts ging es in schnellster Fahrt. In Wenden war der Bahnhof mit Grün und deutschen Fahnen geschmückt zur Feier der Ankunft der verschleppten Bürger Wendens. Je bekannter die Gegenden wurden, in denen wir überall die Anzeichen der Befreiung durch die Deutschen fanden, desto traumhafter und unaßbarer erschien die Gegenwart. Auch in Dorpat war der Bahnhof reich geschmückt, die deutschen Korporationen waren zum Empfang mit ihren Fahnen erschienen, überall auf den bekannten Straßen bewegte sich deutsches Militär, überall grüßten uns die deutschen Reichsfarben! Nur eine Nacht noch trennte uns von der Vaterstadt.

Der unvergeßliche Tag, der 21. April, ein Sonntag, hatte sein schönstes Gewand angetan. Ein leuchtendes Kleid, gewirkt aus goldenen Sonnenstrahlen, bedeckte die noch braunen Fluren, lag ausgebreitet über der in der Ferne emportauchenden Stadt mit ihren hohen Thürmen und auf dem glitzernden Meer dahinten. In den Morgennebel reckte der Lange Hermann sein altersgraues Haupt, er trug es stolz wie nie zuvor, denn über seinen Zinnen wehte die schwarz-weiß-rote Fahne! Deutschland, Deutschland über alles! Jubel füllte unsere Herzen und wollte sie zersprengen. Der Traum der Jugend, an dessen Verwirklichung noch nie im Ernst gedacht worden war, die große Sehnsucht der letzten Jahre, deren Erfüllung sich immer wieder hinausgeschoben hatte, das alles hatte jetzt



vor unseren Augen Leben und Gestalt in der Wirklichkeit gewonnen. Unser Zug hielt am Bahnsteig, begrüßt von den gewaltigen Klängen des niederländischen Dankgebets: „Wir treten zum Beten vor Gott, den Gerechten“, begrüßt von einer Kopf an Kopf gedrängten Schar; überall liebe, bekannte Gesichter, unter der Menge die schmuckten deutschen Uniformen und die überragende Gestalt des kommandierenden Generals Freiherrn von Seckendorff. Ja, das waren unvergeßliche Augenblicke, als wir unsere Lieben in die Arme schließen durften und mit ihnen zugleich die freigewordene Heimat an das Herz drückten.

Zehn Wochen hindurch hatten wir Leidensgenossen täglich Gottes wunderbare Hilfe erlebt, waren fast täglich vor sein Angesicht getreten und hatten uns aus seinem Wort Kraft zum Aushalten geholt; nun kam die Stunde des Auseinandergehens: da war es unser aller Bedürfnis noch einmal zusammenzutreten, um Gott aus ganzem Herzen unseren Dank darzubringen. Die Heimgekehrten und mit ihnen vereint alle, die zur Begrüßung gekommen waren, sammelten sich auf dem Platz vor dem Bahnhofsgebäude, noch einmal traten die Sänger zusammen, wir stimmten unser Lied an: „Nun danket alle Gott“, in welches die Militärkapelle einfiel. Darauf verlas ich den Psalm 107, 1—8 und schloß ein Gebet daran. Unausprechlich vieles stürmte auf unsere Herzen ein. Der Gegensatz von jetzt und einst war überwältigend. Aber im Vordergrund stand wohl bei uns und den Unseren, wenn wir zurückjahen auf die schweren Zeiten hinter uns, das Staunen: wie ist es möglich geworden, daß wir unverfehrt haben heimkehren können? Wir sind von Gefahren umlauert gewesen, Haß und Lüge, Kälte und Hunger sind gegen uns gewesen, Gelegenheiten gab es genug, um in dem uns feindseligen Rußland das Grab zu finden, dennoch sind wir glücklich heimgekehrt. Allerdings sind drei von uns zurückgeblieben, aber in der Heimat hatte man sich auf mehr Todesfälle gefaßt gemacht. Wie leicht hätte man uns im fernen Sibirien verschwinden lassen können für immer, wie leicht hätte es uns ebenso ergehen können, wie den Tausenden, die in Kiew und anderen Städten Rußlands erschossen worden sind. Welchem Umstand verdanken wir unsere glückliche Heimkehr? Wir sind in Gottes Hand gewesen; damit ist alles gesagt.

---

## Anhang I.

### Verzeichniß der aus Reval Verschleppten.

Die Ziffern bei jedem Namen bedeuten die Zellennummer im Krasnojarsker Gefängniß. H = übergeführt ins Hospital. D = übergeführt in die Dorpater Gruppe, Korridor 6.

Alexander von Barlöwen=Attel (2), Alexei von Baranoff=Sonorm (6), Trofim von Baranoff aus Weseberg †, Konstantin von Baumgarten=Reggaser (7), Alfred von Bäär=Schloß-Eß (4), Dietrich Baron Behr aus Kurland (3), Emmerich Baron Behr=Ubjä (6), Alexander von Bendendorff a. d. H. Zendel (3), Alexander von Bodiſco=Kasargen (6), Alfred von Bock aus Livland (6), Ernst von Bock aus Livland (6), Nikolai von Bendixen aus Reval (4), Konstantin von Bremen aus Reval (H), Siegfried von Bremen aus Pernau (7), Hans Tuve von Bremen aus Reval (7), Wilhelm von Bremen a. d. H. Wwandus (2), Glas von Bremen a. d. H. Kuil/H (4), Ulrich von Bremen a. d. H. Kuil/H (4), Reinhold von Brevern=Saage/H (4), Egmont von Brevern=Reis (7), Odo Baron Budberg a. d. H. Wannamois (1), Nikolai Baron Budberg a. d. H. Wannamois (1), Edgar Baron Ceumern=Orgishof, Livland (5), Peter Clapier de Colongue=Perſt, Livland (6), Boris Baron Campenhausen aus Livland (D), Hilmar von der Decken (Reichsdeutscher) (7), Carl Baron Dellingshausen=Undel (3), Bernhard von Dehn (7), Georg von Dehn=Wödders (3), Nikolai von Dehn=Welz (7), Erich von Dehn Pastorat Hallist, Livland (6), Boris von Derfelden aus Livland (7), Walter Baron Drachensfels aus Kurland (3), Emmerich Engel aus Livland (5), Axel Baron Engelhardt=Allenküll (H), Otto Baron Engelhardt aus Fellin (5), Friedrich Baron Engelhardt aus Fellin (5), Alexander von Eſſen=Kaſter, Livland (D), Ernst von Fock=Saggab (4), Justinus Frey a. d. H. Torri (Reichsdeutscher) (6), Hamilkar Baron Fölterſam aus Livland (6), Gori von Freymann aus Fellin (6), Adam von Gernet a. d. H. Kividepäh (4), Walter Udo von Gersdorff aus Livland (4), Wolf von Grünewaldt a. d. H. Orriſaar (2), Hans von Grünewaldt=Haſik (6), Peter von Grünewaldt a. d. H. Haſik (6), Konrad von Grünewaldt a. d. H. Affel (2), Paul von Grünewaldt a. d. H. Orriſaar (4), Eduard von Grüne=



waldt a. d. H. Haackhof (1), Alexis Baron Girard a. d. H. Selgs (4), Eugen Baron Girard-Kunda (4), Edmond Baron Girard a. d. H. Jewe (6), Walter von Harpe-Engdes (6), Gregor von Harpe a. d. H. Afer (7), Heinz von Hagemeister a. d. H. Paunküll (1), Kurt Baron Heyfing a. d. H. Gramsden, Kurland (1), Ralf Baron Heyfing aus Kurland (3), Herbert von Helmersen-Neu-Woidoma, Livland (5), Adolf von Hohn-Druween, Livland (5), Friedrich von Hippius-Preli, Polnisch-Livland (4), Georg Baron Hoyningen-Hüne aus Wefenberg (4), Oskar Baron Hoyningen-Hüne-Wahhafant †, Max Baron Hoyningen-Hüne a. d. H. Wahhafant (6), Walter von Holst aus Pernau (5), Ernst von Holst aus Pernau (5), Karl Baron Holsten aus Fellin (5), Adam von Hirschheydt aus Livland (4), Alexander von Hirschheydt aus Livland (H), Ottomar von Hirschheydt aus Livland (H), Arthur von Hunnius-Ray (4), Hugo Jahn (Reichsdeutscher) (4), Magnus Baron Klopmann aus Polnisch-Livland (6), Gustav Baron Knorring sen. aus Udenküll (6), Gustav Baron Knorring jun. aus Udenküll (6), Hans Baron Knorring aus Udenküll (6), Alois Kiserikky aus Livland (H), Friedrich von Klot aus Livland (4), Nikolai Kohlhas aus Fellin (5), Leopold Baron Korff-Lagena (5), Konstantin Baron Korff a. d. H. Waiwara (5), Emil Krause (Reichsdeutscher) (4), Leonhard von Krusenstjerna-Haggud (2), Karl Baron Krüdener aus Livland (7), Richard von Levegow aus Fellin (6), Eberhard von Levegow aus Fellin (6), Harley von Löwis of Menar a. d. H. Wrangelshof, Livland (5), Oskar von Löwis of Menar a. d. H. Wrangelstein (2), Helmut von Lilienfeld-Rechtel (2), Otto von Lilienfeld-Saage/H (4), Hermann von Lilienfeld a. d. H. Neu-Oberpahlen, Livland (6), Felix von Lilienfeld a. d. H. Sackenhauseu, Kurland (5), Friedrich von Lüder a. d. H. Palliser (6), Karl von Lüder a. d. H. Palliser (6), Nikolai von Lüder a. d. H. Wrangelshof (4), Axel Baron Maydell-Pastfer (4), Bernhard Baron Maydell-Kaltenborn (5), Woldemar Baron Maydell a. d. H. Vogelsang (6), Gustav Baron Maydell-Podis, Livland (7), Charles Baron Maydell-Wattel (7), Konrad Baron Maydell-Murms (6), Ludwig Baron Maydell aus Reval (2), Nikolai Baron Maydell aus Rail/H (5), Oskar Baron Maydell aus Livland (H), Traugott Baron Maydell aus Reval (7), Ernst Baron Maydell aus Reval (7), Eduard Baron Maydell-Kurro (H), Ernst Graf Manteuffel-Lautel (2), Friedrich Baron Meyendorff a. d. H. Dcht (2), Heinrich Baron Mirbach aus Kurland (3),

Ferdinand von Mohrenschildt-Bellenhof (H), Alfred von zur Mühlen-  
 Forby (H), Arnold von zur Mühlen a. d. H. Bornhusen, Liv-  
 land (6), Konrad von zur Mühlen aus Reval (2), Paul von  
 Mührendahl aus Reval (1), Reinhold von Rajacken-Sallentack,  
 Livland †, Berthold von Rottbeck-Karrol (1), Klaus von Rottbeck-  
 Illuck (1), Eduard von Rottbeck aus Reval (4), Arend Baron  
 Pahlen a. d. H. Palms (4), Adolf von Pistohlkors a. d. H. Ruttigjer,  
 Livland (5), Eugen von Pistohlkors-Immafer, Livland (5), Leon  
 von Pistohlkors a. d. H. Immafer, Livland (5), Charles Baron  
 Pilar von Pilchau aus Reval (1), Fridolf von Ramm-Hattoküll (4),  
 Max Raudit aus Essemäggi (3), Alexander Graf Reh binder-Rumm (3),  
 Walter von Rennenkampff a. d. H. Pantiser (6), Gustav von  
 Rennenkampff a. d. H. Groß-Ruhde (3), Karl von Rennenkampff-  
 Schloß Weisenberg (3), Evert von Renteln a. d. H. Bremerfeld (H),  
 Alexander Baron Rosen aus Reval (7), Friedrich Baron Rosen  
 a. d. H. Lückholm (H), Erik Baron Rosen a. d. H. Wichterpal (2),  
 Walter von Samson-Thula (2), Reinhold von Samson aus Liv-  
 land (6), Richard von Samson aus Livland (3), Friedrich Baron  
 Seefeld aus Kurland (3), Alexander von Sivers aus Livland (H),  
 Arthur von Sivers a. d. H. Kergel, Livland (5), Gustav von Sivers  
 Reval (2), Nikolai von Sivers-Soojaar, Livland (5), Alexander  
 von Staal-Kurrisal (7), Matthias Baron Stackelberg-Thomel,  
 Djel (6), Otto Graf Stackelberg-Nahola (5), Gustav Graf Stackel-  
 berg a. d. H. Paggar (5), Ernst Graf Stackelberg a. d. H. Pag-  
 gar (5), Alexander Baron Stackelberg-Dethel (5), Walter Baron  
 Stackelberg a. d. H. Dethel (5), Hermann Baron Stackelberg-Kreuz-  
 hof (4), Klaus Baron Stackelberg a. d. H. Kreuzhof (4), Georg  
 Walter Baron Stackelberg a. d. H. Hördel (2), Konstantin Baron  
 Stackelberg a. d. H. Pöddes (2), Leo Baron Stackelberg-Pallo (4),  
 Ernst Baron Stackelberg a. d. H. Pallo (5), Egbert Baron Stackel-  
 berg a. d. H. Fähuar (2), Charles Baron Stackelberg-Abia, Liv-  
 land (7), Gotthardt Baron Schilling a. d. H. Jürgensberg (H),  
 Alexander Baron Schilling a. d. H. Seinigal (6), Eugen von  
 Schnackenburg aus Livland (5), Leo Baron Stromberg aus Kur-  
 land (3), Woldemar von Schubert a. d. H. Viol (7), Robert von  
 Schulmann a. d. H. Nahola (2), Wilhelm Baron Staël-Holstein-  
 Staelsenhof, Livland (5), Alfred von Stryk-Röppo, Livland (4),  
 Konstantin Baron Taube-Pickjer (3), Otto Baron Taube-Laupe (2),  
 Otto Baron Taube a. d. H. Forel (1), Viktor Baron Taube a. d.



H. Forel (1), Georg Baron Tiefenhausen aus Reval (1), Woldemar Baron Tiefenhausen aus Reval (1), Georg Baron Toll a. d. H. Wodja (3), Nikolai Baron Toll a. d. H. Wodja (3), Julius Baron Toll-Wodja (3), Thume Baron Rausch von Trautenberg-Piomeß (4), Helmut Baron Rausch von Trautenberg a. d. H. Tackual (1), Konrad Baron Uexküll aus Reval (2), Heinrich Baron Uexküll a. d. H. Neuenhof (7), Moritz Baron Uexküll-Gyllenband-Tamsal (6), Konrad Baron Uexküll-Gyllenband (6), Ferdinand Baron Uexküll-Gyllenband (6), Walter Baron Ungern-Sternberg aus Jellin (5), Heinz Baron Ungern-Sternberg-Schloß Jellin (6), Wilhelm Baron Ungern-Sternberg-Moistfer (4), Ernst Baron Ungern-Sternberg-Jeß (H), Nils Baron Ungern-Sternberg a. d. H. Jeß (H), Ernst Baron Ungern-Sternberg a. d. H. Parmel (4), Hans Baron Vietinghoff (H), Konrad Baron Vietinghoff a. d. H. Seydell (H), Eduard Baron Vietinghoff aus Pernau (5), Otto Vold aus Riga (3), Viktor von Wahl-Surgefer (6), Georg von Wahl-Misik (6), Bruno von Weymarn a. d. H. Morras (4), Berend von Wetter-Rosenthal-Schloß Leal (1), Helmut von Wetter-Rosenthal a. d. H. Sipp (1), Kurik von Wetter-Rosenthal aus Reval (3), Reinhold von Wetter-Rosenthal aus Reval (3), Ewald von Wetter-Rosenthal (4), Gottfried Weiße aus Reval (5), Reinhold von Winkler-Baschel (6), Werner von Wistinghausen aus Reval (5), Lothar von Wistinghausen aus Reval (5), Friedrich Wohlgemut aus Livland (6), Georg Baron Wrangel aus Reval (H), Wilhelm Baron Wrangel aus Reval (2), Hans von Wulf a. d. H. Pajuszby, Livland (D).

Anmerkung 1. Die obige Liste enthält im ganzen **207** Namen.

Anmerkung 2. Das Namenverzeichnis ist nach einer vom Vorsitzenden Ab. von Gernet abgefaßten und der Gefängnisverwaltung in Krasnojarsk übergebenen Liste zusammengestellt und vor der Drucklegung von Ernst Baron Stadelberg durch Hinzufügung der Angaben über die Herkunft vervollständigt worden.

## Anhang II.

### Kalender der Verschleppten.

**Januar 18./31.:** Die Vertreter der Est- und Livländischen Landtage erklären vor dem russischen Gesandten in Stockholm die Los-trennung der Provinzen von Rußland.

**Was die Gefangenen erlebten.**

**Was sich in der Heimat ereignete.**

#### 1. Woche.

**Jan. 28./Febr. 10. Sonntag:** In der Nacht und den Morgenstunden fanden die Verhaftungen statt.

**Febr. 1./14. Montag:** Übergang zum neuen Stil. Nächtliche Überführung aus dem Elevator in die Turnhalle.

„ **15. Dienstag:** Die Matrosenattacke. Zurück in den Elevator.

#### 2. Woche.

„ **18. Montag:** Die zweite Überführung in die Turnhalle.

„ **20. Mittwoch:**

„ **21. Donnerstag:** Abfahrt vom Dwigatel um 10 Uhr abends.

„ **22. Freitag:** Ankunft in Narva um 12 Uhr mittags.

Ablauf des Waffenstillstands um 12 Uhr mittags.

Die Deutschen überschreiten den Moonjund. Vormarsch über Leal.

Die in Dorpat Verhafteten treten die Fahrt nach Sibirien an.

Einzug der Deutschen in Wolmar. Die Ermordungen in Walk (Pastor Adolphi und Frau u. a. m. †).

Erstes Gefecht der Deutschen mit roter Garde bei Schloß Lohde. Die Deutschen in



Febr. 23. Sonnabend: Der Ritterschafthauptmann und seine Gefährten werden aus Reval fortgeführt. Befreiung der Frauen aus dem Minenlager.

### 3. Woche.

" 24. Sonntag: Um 1 Uhr nachts schließen sich G. von Sivers, Frl. von Stryk und Erich Hahn der Revaler Gruppe an.

" 25. Montag: Ankunft in Wologda. Die Verschleppten erfahren das Ziel der Reise (Krasnojarsk).

" 26. Dienstag: In Galitsch 8 Uhr morgens.

" 27. Mittwoch: Ankunft in Wjatka 11 Uhr morgens. Nachricht vom Einzug der Deutschen in Reval. Gerücht: Der Ritterschafthauptmann sei nach Kronstadt gebracht.

" 28. Donnerstag: Ankunft in Perm  $\frac{1}{2}$  9 Uhr abends.

März 1. Freitag: R. von Nasacken †. Ankunft in Faterinburg 12 Uhr nachts.

" 2. Sonnabend: Ankunft in Tscheljabinsk 7 Uhr abends.

Risti 1 Uhr 50 M. am Tage.

Gefecht in Riesenberg.

Gefecht in Regel. Die rote Garde läßt 150 Tote zurück.

Einzug der Deutschen in Dorpat. Entwaffnung der roten Garde in Reval durch die weiße Garde.

Einmarsch der Deutschen in Reval! Ankunft des Ritterschafthauptmanns und seiner Mitgefangenen in Petersburg (Kresty). Wiedereröffnung der Olai-Kirche.

Der Jeweische Mord: W. Baron Stackelberg, D. von Blaeje, C. von Schubert u. a. fallen durch Mörderhand.

Zum erstenmal Platzmusik auf dem Peterplatz in Reval. Kiew von den Deutschen erobert.

#### 4. Woche.

März 3. Sonntag: Abfahrt aus Tscheljabinsk  $\frac{1}{2}$  11 Uhr vormittags.

„ 4. Montag: Petropawlowsk. Verbot des Ankaufs von Lebensmitteln.

„ 5. Dienstag: Ankunft in Dmsk 3 Uhr morgens. Trofim von Baranoff †.

„ 6. Mittwoch: Abfahrt aus Dmsk 5 Uhr morgens.

„ 7. Donnerstag: In Nowo-Nikolajewsk von 9 Uhr vormittags bis 4 Uhr nachmittags.

„ 8. Freitag: Flucht von R. Baron Tiefenhausen. Ankunft in Taiga 6 Uhr morg. Beraubung der Verschleppten durch den Kommissar und die rote Garde.

„ 9. Sonnabend: Ankunft in Krasnojarsk  $\frac{1}{2}$  9 Uhr morg.

Dankgottesdienst in der Olai-Kirche. Friedensschluß in Brest-Litowsk.

Ankunft des Prinzen Adalbert in Reval.

Ankunft des Prinzen Heinrich in Reval. Friedensvertrag zwischen Deutschland und Finnland.

Deutschland verlangt von der Sowjetregierung die sofortige Zurückbeförderung der Verschleppten.

Festaktus bei der Wiedereröffnung der Domschule.

#### 5. Woche.

„ 10. Sonntag: 10 Uhr morgens Überführung von der Eisenbahn ins Gefängnis.

„ 13. Mittwoch: Landrat Baron Hohningen-Huene †.

„ 15. Freitag: Bewegungsfreiheit im Korridor zugestanden.

„ 16. Sonnabend: Bewegungsfreiheit wieder entzogen. Bodo Baron Schilling und die Vertreter des schwedischen Konsulats im Gefängnis.

Ratifikation des Friedens durch den Allrussischen Kongreß der Sowjete.



6. Woche.

März 17. Sonntag: Verteilung der deutsch-österreichischen Liebesgaben an die Gefangenen. Deutsche Männerquartette im russischen Gefängnis: „Deutsche Worte hör ich wieder“ u. a.

„ 19. Dienstag: Große Reinigung in der Badstube. Nachricht über die Ratifikation des Friedens.

„ 21. Donnerstag:

Offizielles Telegramm aus Moskau an den stellvertretenden Ritterschaftshauptmann, daß nach Krasnojarsk der Befehl betr. die Rückbeförderung der Verschleppten ergangen sei. Beginn der deutschen Offensive in Flandern.

„ 22. Freitag: Die Gefängnisverwaltung nimmt gegen Quittung den Gefangenen den Rest der Barschaft ab.

„ 23. Sonnabend: Gerücht: Der Ritterschaftshauptmann sei nicht nach Kronstadt gebracht worden.

7. Woche.

„ 24. Sonntag:

Rückkehr des Ritterschaftshauptmanns nach Reval.

„ 27. Mittwoch: der schwedische Vertreter bringt den Gefangenen die Nachricht von ihrer Freilassung.

„ 28. Donnerstag: Aufbruch zum Bahnhof um Mitternacht.

Außerordentlicher Landtag der Estländischen Ritterschaft.

März 29. Freitag: Abfahrt aus Krasnojarsk  $\frac{1}{2}4$  Uhr morgens. Ankunft in Nischinsk 12 Uhr mittags. Nachricht über die glückliche Heimkehr des Ritterschafthauptmanns und seiner Gefährten.

„ 30. Sonnabend: In Taiga von 9—11 Uhr vormittags. Ankunft in Nowo-Nikolajewsk  $\frac{1}{2}10$  Uhr abends.

#### 8. Woche.

„ 31. Sonntag:

Deutsche Osterfeier in der Heimat.

April 1. Montag: In Omsk von 7 Uhr morgens bis 11 Uhr abends.

„ 2. Dienstag: Ankunft in Tschim 12 Uhr vormittags.

„ 3. Mittwoch: In Tjumen von 1—4 Uhr morgens. Ankunft in Jekaterinburg 7 Uhr abends.

Die Deutschen landen in Hangö.

„ 4. Donnerstag: Abfahrt aus Jekaterinenburg  $\frac{1}{2}8$  Uhr morgens. Unterwegs Expropriation zum Besten evakuierten Kinder. In Kurgan 11 Uhr abends.

„ 5. Freitag: In Perm von 9—12 Uhr vormittags.

„ 6. Sonnabend: Ankunft in Wjatka 5 Uhr nachmittags.

#### 9. Woche.

„ 8. Montag: Langer Aufenthalt auf einer Station vor Wologda.



April 9. Dienstag: In Jaroslaw von 9 Uhr morgens bis 6 Uhr abends.

„ 10. Mittwoch: 8-stündiger Aufenthalt auf einer Station nahe bei Moskau. Ankunft in Moskau  $\frac{1}{2}$  10 Uhr abends.

„ 11. Donnerstag: Bewirtung durch die schwedischen Vertreter bei dem Nikolaibahnhof. Abfahrt aus Moskau 8 Uhr abends.

„ 12. Freitag: Zwischen Moskau und Smolensk.

„ 13. Sonnabend: Ankunft in Orscha 2 Uhr nachmittags. Überschreitung der russisch-deutschen Grenze: Unter deutschem Schutze! Abfahrt aus Orscha 6 Uhr nachmittags.

Eröffnung der Estländischen Landesversammlung durch den kommandierenden General Freiherrn von Seckendorff.

Tagung des vereinigten Landesrats in Riga. Die Deutschen nehmen Helsingfors.

#### 10. Woche.

„ 14. Sonntag: Über Mohilew und Schlobin. Ankunft in Minsk in der Nacht.

„ 15. Montag: Ankunft in Molodetschno 6 Uhr nachmittags. Zusammentreffen bei den Baracken mit den aus Wenden Verschleppten.

„ 16. Dienstag: Abfahrt aus Molodetschno 9 Uhr morgens. In Wilna von  $\frac{1}{2}$  7— $\frac{1}{2}$  12 Uhr nachmittags.

Eintreffen der Abordnung der vereinigten Landesräte in Berlin

- " 17. Mittwoch: In Radziwi-  
liſchki von  $\frac{1}{2}6$  Uhr abends  
bis  $\frac{1}{2}1$  Uhr nachts.
- " 18. Donnerstag: Ankunft in  
Mitau 12 Uhr mittags. An-  
kunft in Riga 6 Uhr abends.
- " 19. Freitag: Aufenthalt in  
Hinzenberg.
- " 20. Sonnabend: Abfahrt  
aus Hinzenberg 2 Uhr mor-  
gens. In Ramoſki von  
5—10 Uhr vormittags. An-  
kunft in Dorpat 7 Uhr  
abends.

11. Woche.

- " 21. Sonntag: Ankunft in  
Reval 6 Uhr morgens.
- " 22. Montag: Dankgottes-  
dienst in der Ritter- und  
Domkirche.

Empfang der Abordnung der  
vereinigten Landesräte durch  
den Deutschen Reichskanzler  
Grafen Hertling.

